

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

VITÉZ STEPHAN VON HORTHY †
UNGARN UND EUROPA
DIE HAUPTSTADT OBERUNGARNS
NIETZSCHE UND ADY

Maler aus Oberungarn
Ungarischer Studentenbund in Berlin
Fortbildungskurs für Deutschlehrer in Debrecen
Ungarn und der Balkan
Rumänisches Kulturleben im ungarischen Siebenbürgen

Gedichte von A. ADY, J. BARTALIS und P. GULYÁS
Erzählung und Skizze von A. WASS und A. MÁRAI

Bücher- und Pressenschau

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an die Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY* und Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Administration :

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift
gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN :

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,

KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR :

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT :

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

VITÉZ STEPHAN VON HORTHY

Rede des Ministerpräsidenten Nikolaus von Kállay im Ungarischen Rundfunk

An dem Tage König Stephans, dem Festtag tausendjähriger ruhmreicher ungarischer Vergangenheit wurde unsere Nation vom Schicksal in furchtbarer Weise heimgesucht. Fliegeroberleutnant vitéz Stephan von Horthy, der Sohn unseres Herrn Reichsverwesers und der stellvertretende Reichsverweser Ungarns, fand in der ersten Kampflinie den Heldentod. Er, die Hoffnung ungarischer Zukunft opferte an dem ruhmvollen geschichtlichen Tage sein Leben auf dem Felde der Ehre.

Das ganze Land steht in tiefer Trauer: seine junge Witwe, sein kleiner Sohn, jeder Ungar, unser ganzes Volk. Viele Mütter zittern nun in sorgender Angst um ihre Söhne, heute aber erleiden wir den schmerzlichsten Verlust jeder ungarischen Mutter, jeden Ungars.

König Stephan der Heilige, der Gründer unseres Staates, erhob seine Rechte mahnend gegen uns. Auch er verlor seinen Sohn, seine Nation aber blieb bestehen und wurde gross. Dies sei uns an dem Tage bittersten Leides ein Sinnbild; unser Glaube erhebe sich zur Höhe der Offenbarung, dass wir unsere Pflicht für die Nation, ihre Zukunft, für die Kameraden draussen an der Front hier in der Heimat, die in der Fremde Kämpfenden aber für das Land und ihre eigene Ehre in der Weise erfüllen, wie sie die Söhne einer in sich gekehrten, aber ungebrochenen, nicht verzagenden, zu zeitlosem Leben berufenen, in Not und Leid stählern geschmiedeten Nation nun noch mehr zu erfüllen haben. Ein Vorbild bindet uns.

Die Nation aber wendet sich an dem Tage der Trauer tränenden Auges, in noch hingebungsvoller Liebe ihrem Reichsverweser und dessen Gattin zu. Sie mögen fühlen, dass Ihnen in der Trauer Millionen zur Seite stehen und sich vor dem Opfer beugen, das Vater und Mutter der Nation brachten. Gemeinsam und gesondert treten wir alle vor unseren Reichsverweser, dass er — wie Stephan der Heilige, der Staatsgründer — stark bleibe und führe, da er Glaube, Zuversicht, Sicherheit und Kraft der Nation ist. Nikolaus von Horthy gab uns die Vorsehung in schweren Stunden; wie ein Mann folgt Ihm seitdem die Nation, heute mehr, denn je. Und weil wir solche Väter und Söhne haben, soll der Ungar in Ewigkeit bestehen!

UNGARN UND EUROPA

VON NIKOLAUS VON KÁLLAY*

Als wir in unsere gegenwärtige Heimat zogen, lag die Grenze Europas, wenn auch nicht geographisch, so doch in Wirklichkeit irgendwo an den westlichen Ausläufern der Alpen und an der Westgrenze der Adria. An der europäischen Kultur hatte noch Byzanz einen Anteil, doch zu jener Zeit begann sich bereits die Kluft zwischen der Kultur des Abendlandes und Byzanz aufzutun. Die europäische Bedeutung der Landnahme der Ungarn bestand ausser vielen anderen Momenten auch darin, dass unser König Stephan *der Heilige* die Grenzen Europas nach Osten verschob. Er hatte diese Grenze sowohl in der Kunst der Staatsbildung als auch in Kultur und Zivilisation bis zu den Ostgrenzen unseres Landes ausgedehnt. Darin lag die ausserordentliche Rolle Ungarns in der Gestaltung europäischen Schicksals.

Diese Tat bedeutete nicht bloss den Gewinn von einigen hunderttausend Quadratmeilen oder Quadratkilometern für Europa. Das Becken der Karpaten und der Donau bildete auch damals eine Schlüsselposition, deren Wert auch durch die unablässigen Kämpfe aufgezeigt wird, die die Völker für sie führten. Wie schwierig und wertvoll diese Position gewesen, kann an der kurzen Spanne Zeit gemessen werden, die den einzelnen Völkern als Lebensdauer hier vergönnt wurde. Schliesslich kam ein Volk, an Zahl und an Grösse der kämpfenden Kräfte bedeutend geringer als seine Vorläufer, doch war es das erste, das endgültig seinen Platz auf diesem Boden über den unbezeichneten Gräbern so vieler anderer Völker behaupten konnte, ein Volk, das mit seinem zähen und inhaltsvollen Leben den Flugsand der der Reihe nach verschwundenen Völker zu binden vermochte. Hoffnungsvolle Nationen, hochstrebende Traumgebilde brachen hier zusammen und *im Laufe so vieler Jahrtausende gelang es keiner einzigen Nation, sich auf diesem gefährlichen, wenn auch wunderschönen Posten zu behaupten*. Ungarische Kraft und Festigkeit füllten unerwarteterweise die Bresche aus, durch die sich immer neue Gefahren nach Europa ergossen, und schufen damit eine Sicherheit für unseren Erdteil. Eine Türe wurde geschlossen, durch die ein gefähr-

* Vortrag bei der Eröffnungsfeier der Sommerkurse der kön. ung. Stephan Tisza-Universität in Debrecen am 1. August 1942.

licher Luftzug das empfindliche Gerippe des abendländischen Menschen und seines ganzen Organismus durchströmte.

Dieser Umstand allein wäre genügend, damit die Völker Europas mit besonderer Aufmerksamkeit dieses mehr als tausendjährige Land und seine noch ältere Bevölkerung heute beobachten. Heute, da das neue Europa Pfeiler sucht, die allen Belastungsproben standhalten, muss es seinen Blick dorthin richten, wo die Belastungsproben die ernstesten gewesen sind.

Das ist aber noch nicht alles. Die Rolle Ungarns erschöpft sich nicht darin, seinen Platz zu behaupten und auf dem Boden der Unsicherheit Sicherheit zu schaffen. Seine Rolle umfasst durch die Übernahme der europäischen, der abendländisch-christlichen Zivilisation, ihre Verbreitung und später auch ihre Verteidigung. Grosse europäische Historiker haben nicht oft genug die Bedeutung dessen betont, dass Stephan der Heilige unter den beiden damals bekannten Systemen der christlichen Zivilisation die abendländische, die römische gewählt hatte und sie übertreiben auch nicht, wenn sie diese behaupten. Nicht nur das Schicksal unseres Vaterlandes hätte sich gründlich verändert, wenn der heilige König eine andere Wahl getroffen hätte, sondern auch das ganze Europas. Man kann ohne Übertreibung behaupten, und für mich bildet es in diesen historischen Zeiten eine Quelle des Mutes und der Kraft, auszusprechen: hätte der ungarische König den Osten gewählt, so besässe die abendländische Kultur wahrscheinlich nicht ihre heutige Bedeutung oder wenn ja, so wäre ihr Einfluss auf ein viel geringeres Gebiet begrenzt. Unser heutiges Europa wurde in diesem Sinne gewiss von der ungarischen Nation gerettet. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Basteien der Alpen Europa nicht den starken Schutz geboten hätten, oder zumindest wäre die ruhige Entwicklung des Erdteils um Jahrhunderte zurückgehalten worden, wenn nicht das Ungartum vor ihm gestanden wäre.

Unser Land ist das einzige östlich von dem, die Alpen und die Westküsten der Adria durchlaufenden Limes, das unter allen grossen europäischen Bewegungen erzitterte. Das einzige Land, das alle zeitgemässen Werte des Abendlandes sich zu eigen machte, und zwar nicht durch eine starre Übernahme, sondern der eigenen Persönlichkeit angepasst, vollkommen assimiliert und sehr oft ergänzt durch die eigenen Werte. Das Ungartum war nicht Nachahmer des Abendlandes, sondern gleichwertiger Betreuer, der mit den westlichen Nationen vereint im Interesse der gemeinsamen Ziele und Ideale wirkte.

Man sagt, das Mittelalter sei vollkommen einheitlich gewesen. Einheitlich in seiner Ideenwelt, in seinen Formen, in den Typen der Menschen und Werke, ebenso wie auch einheitlich in der Sprache, in

der lateinischen Sprache, die der Einheit der ganzen Welt diene. In dieser Feststellung liegt viel Wahres. Sie enthält aber nicht die ganze Wahrheit. Ungarn behielt und entwickelte, wie die übrigen grossen Nationen, auch in der kulturellen Kooperation des Mittelalters die eigenen nationalen Positionen. Aus dem lateinischen Sprachgebrauch fühlen wir den kräftigen Pulsschlag des ungarischen Charakters heraus, da er alle grossen mittelalterlichen Strömungen übernimmt und gemäss seinem Gepräge, Temperament und seiner vom Osten mitgebrachten Lebensanschauung den Lebensinteressen seiner westlichen Gegenwart umwertet. Stephan der Heilige taufte sein Volk nicht nach irgendeinem kleinen Gekräusel des abendländischen Christentums, sondern mit dessen schmetterndster, lebensfähigster und im höchsten Masse befruchtender Welle: der Reform von *Cluny*. Und als das Mittelalter einen Wendepunkt erreicht und die Dominikaner und Franziskaner den Anbruch einer neuen Welt verkünden, hält die Siegesfahne der Dominikaner ein ungarischer Fürstenspross, die Königstochter, die selige Margarete aus dem Hause der Arpaden hoch.

Wir übernahmen die herrliche Lebensauffassung des heiligen *Franz von Assisi*. Nicht bloss weil sie Mode in Europa war, sondern auch weil wir ein Volk, das mit der Scholle und der Natur in einer so engen Verbindung lebt, die seelische Auffassung des Predigers der Tiere und Blumen bis in die Tiefe unseres Herzens erfasst haben. Das Volk der Hirten steht der idyllischen Religiösität des Propheten von Assisi ebenso nahe, wie der Krippe von Bethlehem.

Dem Anschein nach haben die Könige aus dem Hause Anjou die schönen Formen des ritterlichen Lebens nach Ungarn verpflanzt. Die neuesten Forschungen haben aber aufgedeckt, dass das Wesen des ritterlichen Geistes bei uns stets lebendig war, man kann demnach nur eine Identität feststellen. Und als König *Ludwig der Grosse*, der gründliche Kenner des Rittertums sich ein Ideal suchte, fand er es in einem alten ungarischen Vorgänger, in König Ladislaus dem Heiligen. Ladislaus der Heilige hat aber ausserhalb der Rahmen des zünftigen Rittertums gelebt, und doch vermochte er ein idealer Ritter zu sein. Das Ungartum übernahm am liebsten diejenigen Werte, für die die künstlerische Fassung in seiner Seele vorhanden war.

Mit einer dritten europäischen Zeitströmung machte die ungarische Seele ebenfalls sehr interessante Erfahrungen. Vor einigen Jahrzehnten war die Meinung verbreitet, die Renaissance sei eine fremde Treibhauspflanze im Leben der ungarischen Nation gewesen. Heute aber wissen wir schon, dass die italienischen und deutschen Gelehrten und Schriftsteller des *Rinascimento* unter dem suggestiven Einfluss einer

grossen ungarischen Herrschergestalt, König *Matthias*’, gerieten und ob sie wollten oder nicht, an der Formung der Ideale dieses nationalen Herrschers mitzuwirken hatten. Und aus dem geschlossenen hofischen Kreise der latinisierenden Kultur drang der Sagenschatz über den nationalen König zutiefst in die ungarischen Schichten ein.

Die *Reformation* schuf unerhört kräftige und vielseitige Bande zwischen Ungarn und Europa. Die protestantischen Studenten, Gelehrten und Kaufleute übernehmen und entfalten die Erbschaft der ungarischen Humanisten. Und während jene mit einem *Erasmus*, einem *Huten* in Verbindung treten, gestalten die ungarischen Universitätshörer auf den Hochschulen Deutschlands, Hollands, der Schweiz und Schottlands mit *Melanchthon*, *Calvin*, *Beza* und mit ihren Hörern vereint, nicht bloss ein religiöses System, sondern auch ein System der seelischen und geistigen Pflege der Volksschichten. *Debrecen* aber — *wo wir uns heute zusammenfinden* — ward und blieb fürwahr eine *Grenzfeste dieses Geistes, eine am weitesten nach dem Osten vorgeschobene Bastion der Reformation.*

Die ungarische Literatur des 16. Jahrhunderts bildete vom höheren nationalpolitischen Gesichtspunkte das, was wir heute als eine Volksbildung ausserhalb der Schulen erwünschen und solcherart wird durch das Geröll der europäischen Strömung der nationalste Boden befruchtet. Die Gegenreformation schmiedet aus einer ganz anderen Richtung europäische Verbindungen und bedeutet das Barock, die Anschauungsformen der südlichen Völker. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat wesentlich zur Wiedererweckung der nationalen Literatur und der nationalen Politik beigetragen, ohne dass der an Lebenserfahrungen so reiche Ungar alle uns stets fremden Übertreibungen der französischen und englischen Aufklärung, die Überwertung der Vernunft gegenüber dem Gefühl, die Irreligiosität, den Materialismus übernommen hätte. Ein *Voltaire*, ein *Rousseau*, ein *Montesquieu* dienen trotz ihrer ausserordentlichen Wirkung einem eigenen ungarischen Lebensinteresse und es gibt eine Grenze, über die ihre Wirkung nicht hinausgehen kann.

Wie viel reisen die Ungarn in diesen zwei, drei Jahrhunderten! Welch hohes Europäertum verrät nicht bloss das Lebenswerk, sondern einfach der Reiseplan eines *Albert Szenczi Molnár*? Und dennoch sehnen sie sich alle, die *Johann Apácai Cseri*, *Nikolaus Kis v. Tótfalu*, *Stephan Hatvani*, aus dem Glück, aus der Anerkennung nach der Heimat, weil sie fühlen, dass sie Europa, aber auch der ungarischen Tiefe ihrer Seele daheim zu dienen haben.

In dem Fegefeuer des Zeitalters der Revolutionen lodert mit den anderen vereint auch das ungarische Genie. Wie reine, grosse, ihrem Zeitalter weit vorausschreitende Europäer waren *Kölcsey*, *Berzsenyi*, *Vörösmarty*. Wie hat der „grösste Ungar“, der ununterbrochen Europa bereiste, alles aus dem Nichts geschaffen. Wie ward der verbannte Ludwig *Kossuth* ein in der ganzen Welt, ein in allen Sprachen gefeierter Redner und vor der öffentlichen Meinung mancher Nationen der unerreichbare Apostel der idealen Politik. Und auch in der jüngsten Zeit, als unser Land, das Opfer des Trianoner Friedensdiktats, alles von vorne beginnt, wurden so manche Schöpfungen der ungarischen Kulturpolitik im Auslande hoch eingeschätzt.

Wohin wir auch blicken, überall können wir dieselben Lehren ziehen: wir nahmen an allem teil, wir waren überall zugegen, aber unsere Finger haben selbst das aus der weitesten Ferne bezogene Garn unwillkürlich im Stile des urwüchsigen Ungartums versponnen. Selbst die Ungarn fremder Abstammung, wie der italienische Reitergeneral *Gvadányi* oder der Sprössling dalmatinischer Kaufleute *Dugonics* mussten zu Schwärmern für das Ungartum werden.

In der ungarischen Entwicklung finden wir nicht nur Errungenschaften, Kenntnisse und Ideen Europas, sondern auch die „europäische Idee“ selbst; das Europa-Bewusstsein, dass wir für unsere weitere Heimat etwas tun müssen, zu ihr gehören und gemeinsame Interessen haben. Wenn dann nach der siegreichen Beendigung des Krieges zum Aufbau des neuen Europa geschritten wird, werden jene Männer eine grosse Rolle spielen, die Jahrhunderte hindurch den Gedanken der europäischen Brüderschaft vorbereiteten. Und wenn dann jemand die grossen Gedanken und die Chronik der grossen Taten aufarbeitet, die zum neuen Europa führten, wird die ganze Welt und auch das Ungartum staunen, wie viele ungarische Spuren diesen Pfad bedecken.

In der ungarischen Kultur und in der ungarischen Seele spiegelt sich die ganze Entwicklung Europas während eines Jahrtausends wider. Hier ist aber auch die Grenze der europäischen Gedankenwelt, denn was bis ganz in die jüngsten Zeiten jenseits Ungarns war, hatte zwar seine Vergangenheit und seine Kultur, die aber ganz andere waren, als die europäische. Denn die Faktoren, die Europa gestaltet haben, sind bei der ungarischen Grenze stehen geblieben und daher wäre es auch gar nicht möglich gewesen, dass sich jenseits dieser Grenze dieselbe Seele und dasselbe Europäertum entwickelt hätten wie diesseits im gemeinsamen westlichen Becken.

Dies soll kein Vorwurf sein, ist aber doch eine Tatsache, die wir mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit um so eher feststellen müssen, als

die fehlenden Jahrhunderte, die zwischen West- und Osteuropa stehen, nie mehr nachgeholt werden können. Europäische Zivilisation kann man immer nur von jenen Nationen lernen, denen es gegeben war, seinerzeit an der Herausgestaltung dieser Zivilisation teilzunehmen.

Ich will nicht behaupten, dass die Entwicklungslinie bei uns ungebrochen ist. Nach der Schlacht von Mohács und während der türkischen Besetzung findet das Land mit Ausnahme Siebenbürgens seine Beziehungen zu Europa schwerer. Noch schwieriger wurde die Lage, als das Land unter der österreichischen Unterdrückung litt, später aber schalteten wir uns wieder ganz ein und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erreichten die europäische Kultur und die europäische Geistigkeit der führenden Schicht Ungarns schwindelnde Höhen.

Der Sturz von 1848 bedeutet wieder einen grossen Rückfall. Nach 1867 gingen wir aber wieder gemeinsam mit Europa als Beweis dafür, dass bloss das freie und unabhängige Ungarn seiner Berufung gerecht werden kann und die Gefährdung seiner Unabhängigkeit auch einen Verlust für Europa bedeutet.

Dann aber geht unsere Ausschliesslichkeit in der Übertragung der europäischen Kultur nach Osten zu Ende, da sich die nacheinander befreiten Balkan- und Ostvölker aus ihrer Abgeschlossenheit erheben und in raschem Tempo gegen Westen streben. Sie versuchen den Ausfall langer Jahrhunderte wettzumachen.

Das ist unsere Vergangenheit in Europa. Und sie schreibt auch unsere Zukunft vor.

Wir müssen Europäer bleiben. Unsere Vergangenheit hat aufgezeigt, dass das Volk der Steppen der dumpfen Atmosphäre kleinen örtlichen Rollen abhold war, stets breit die Fenster nach der ganzen Welt öffnete und in dieser Luft die eigene Kraft doppelt empfunden hat. *Es entdeckte, dass es desto ungarischer ist, je europäischer es wird.*

Die Kultur Europas hat sich bisher im grossen und ganzen einheitlich entwickelt. Sie steht heute auf dem Scheideweg, ob sie diese Einheit der Entwicklung noch zu bewahren vermag. Wird diese Einheit in den nun folgenden Jahren und Jahrzehnten ausgestaltet, so haben wir keine Wahl und unsere tausendjährige seelische Verfassung wird sich leicht der neuen europäischen Verfassung anpassen. Tritt dies aber nicht ein, so besteht die ungarische Berufung darin, an der Seite unserer Freunde an dem Kampf teilzunehmen, der das bessere, menschlichere, dem Ungarn zusagendere Europa ausgestalten wird. Denn für unsere Teilnahme an Europa gibt es noch einen entscheidenden Faktor: *dass wir niemals etwas anderes waren als Ungarn und auch niemals etwas anderes werden wollen.*



DIE HAUPTSTADT OBERUNGARNS

VON BÉLA WICK

Von der Urzeit der Stadt Kassa (Kaschau) und ihrer Umgebung kann kaum etwas Sicheres gesagt werden. Was die Ausgrabungen zum Vorschein brachten, berechtigt nur mehr zu Vermutungen, liefert aber keine über jeden Zweifel erhabenen geschichtlichen Tatsachen.

Die erste glaubwürdige Urkunde, in der der Name der Stadt vorkommt, ist der am 13. April 1249 herausgegebene Schenkungsbrief des ungarischen Königs *Béla IV.* (1235—1270). In dieser lateinischen Urkunde schenkt der König den Einwohnern der in der Nähe von Kassa gelegenen Gemeinde Szina zur weiteren Besiedlung die im Komitate Ujvár gelegenen Felder Kaetetiv und Boltschar¹ als dauernden Besitz mit denselben Vorrechten, die „die Gäste von Kassa“ („hospites nostri de Kassa“) mit Genehmigung des Königs genießen; wobei die Gäste von Szina nach jedem ihrer Gründe dieselben Steuern zu entrichten haben, wie die Einwohner von Kassa („populi nostri de Kassa“).

¹ *Kaetetiv*, lies „Kétető“ (Két tető — Zwei Hügeln), heute bereits unbekannter Boden. Bocsár ist eine bei Szina gelegene Gemeinde mit 172 Einwohnern.

Der Schenkungsbrief des Königs Béla IV. schreibt den Namen *Kassa* ganz in der Form, wie wir ihn heute gebrauchen. In späteren Urkunden finden wir die lateinischen Formen, *Cassa*, *Cassovia*, *Caschovia*, *Civitas de Cassa*, *Civitas Cassoviensis*, *Cives Hospites Cassenses*, ferner *Kasch*, *Kasha*, *Khascha*, *Casscha*, deutsch *Cassau*, *Caschau*, *Khaschau* und *Kaschaer*.²

Aus der Urkunde geht hervor, dass sich in der Stadt zu dieser Zeit ausser den Urbewohnern auch Gäste (*hospes*), d. h. Kolonisten befanden, die damals von den ungarischen Königen, geistlichen und weltlichen Herren, zur Bebauung ihrer Güter, sowie zur Förderung des Bergbaues, Handels und Gewerbes, angesiedelt wurden.

Diese Tatsache bezeugt auch der im Jahre 1261 von dem „jüngeren König“ und Verweser Siebenbürgens *Stephan V.*, dem ältesten Sohn Bélas IV. in lateinischer Sprache herausgegebene Schenkungsbrief, in dem dieser „seinen lieben Gästen in Kassa“ („*dilectorum hospitem nostrorum de Cassa*“) *Samphleben* und *Obl* zur Belohnung ihrer Treue das von der Stadt nördlich gelegene Feld Ober-Kassa genannt, („*terram Superior Cassa nuncupatam*“) schenkte.

Aus dem im städtischen Archiv aufbewahrten Briefe des Papstes *Martin IV.* (1281—1285) vom 7. März 1283, geht hervor, dass Kassa (Kaschau) schon damals eine, der Heiligen Elisabeth aus dem Arpaden-hause geweihte Kirche und ein damit verbundenes Armenspital besass. In diesem Briefe betraut der Papst den Erzbischof von Esztergom (Gran), auf die Anklage *Arnolds*, des Rektors der Elisabethkirche in Kassa (Kaschau), nach der auf das Spital die Johanniter von Székes-fehérvár (Stuhlweissenburg), einen gewissen Rechtsanspruch erheben, er möge in dieser Streitfrage ein endgültiges und entscheidendes Urteil fällen.

Eine beachtenswerte Tatsache in der Geschichte der Stadt im 13. Jahrhundert ist, dass *Andreas II.*, Bischof von Eger (Erlau), der zu dieser Zeit auch das geistliche Oberhaupt von Kassa (Kaschau) war, 1290 den Stadtpfarrer dem Rechtskreis des Seniorates entzieht und diesen ermächtigt, in geistlichen Angelegenheiten selbst zu urteilen.

In diesem Jahrhundert sind in der Stadt bereits auch die Dominikaner tätig, deren Stift *Bernardus Gvidonis* im Jahre 1303 unter den

² Die von König Béla II. 1138 für die Probstei von Dömös herausgegebene Schenkungsurkunde nennt unter den ältesten Personennamen auch *Kasa*. „*In villa Geysce. Hec sunt nomina seruorum Ebeldi, Ete, Cene, Olup, Turidi, Kasa, Kacu.*“ — *Kassa*, *Kassza*, *Kásó*, *Kósa*, *Kóssa* kommen als Familien- und Ortsnamen in Ungarn auch heute vor. Der slowakischen Form *Košice* begegnen wir in den Urkunden nicht.

Klöstern diesseits der Donau mit dem Namen „Cassa“ erwähnt. Ferner liegen Angaben darüber vor, dass bereits 1307 die Zunft der Kürschner bestand; in ihrem Zunftbrief wird auch die die Stadt umgebende Mauer erwähnt.

Aus den Thronwirren nach dem Aussterben des Arpadenhauses ging der, mütterlicherseits mit dem Arpadenhaus verwandte, aus dem neapolitanischen Geschlecht der *Anjou* stammende *Karl Robert* (1308—1342) als Sieger hervor, der 1310 zum drittenmal auch mit der Heiligen ungarischen Krone gekrönt wurde.

Der neue Herrscher belohnte den Palatin *Omode*, der ihm in den Kämpfen um den Thron beistand, damit, dass er diesem die Stadt Kassa (Kaschau), die damals noch im Besitze des Königs war, schenkte. Die Schenkung verletzte die Einwohner der Stadt in dem Masse, dass sie *Omode*, als er zur amtlichen Übernahme der Schenkung erschien, mit einem Teil seines Gefolges töteten, seine zwei Söhne verhafteten, Pferde und sonstiges Gut in Beschlag nahmen.

Da König Karl in Oberungarn gegen *Matthäus von Csák* kämpfte, liess er den Streit zwischen den Einwohnern von Kassa (Kaschau) und der Familie *Omode* in der Weise schlichten, dass die Witwe des Palatins sowie seine Söhne versicherten, auf die Rache für die Ermordung des Palatins und dessen Begleiter zu verzichten und keinen Rechtsanspruch auf die Stadt zu erheben.

Dieser Ausgleich blieb nur kurze Zeit in Geltung, da sich die Söhne *Omodes* bald der Partei *Matthäus von Csák* anschlossen, — der sich mit seinem Heere zur Eroberung Oberungarns anschickte — um sich der Stadt Kassa zu bemächtigen. König Karl überwand mit seinen Getreuen, den Johannitern und den Einwohnern von Kassa (Kaschau) das Heer des *Matthäus von Csák* auf der 7 Kilometer von der Stadt, bei *Rozgony* gelegenen Ebene völlig.

Die Königstreue der Kaschauer und ihr mutiger Einsatz auf der Ebene bei *Rozgony* belohnte König Karl und sein Sohn *Ludwig der Grosse* damit, dass sie der Stadt Vorrechte verliehen, die diese in die Reihe der königlichen Freistädte erhob. Robert Karl erteilte den Bürgern der Stadt auf dem ganzen Gebiete der Komitate *Abauj* und *Zemplén*, bis zur *Sajó* und *Theiss* sowie bis zur Grenze des Komitates *Bereg* völlige Zollfreiheit. 1321 erliess er ihnen die jährlich als „Kammerngewinn“ zu entrichtende Silberabgabe. In seinem Briefe — datiert *Visegrád*, am Montag nach der Bekehrung *Pauli* 1342 — ermächtigte er die Bürger, in allen kleineren oder grösseren Prozessen und Kriminalangelegenheiten mit den Geschworenen zu urteilen; ihre Berufungsinstanz sei der König oder der Schatzmeister.

Der Sohn Karls, Ludwig der Grosse (1342—1382), folgte dem Beispiel seines Vaters und bedachte Kassa (Kaschau) reichlich mit Vorrechten. Er entthob die Bürger der Zahlung der sog. „Eimersteuer“, die nach den Weinbergen zu entrichten war. Sie wurden nicht verpflichtet, für Unterkunft und Verpflegung der in der Stadt eintreffenden königlichen Hauptleute zu sorgen. Die Bürger durften frei über ihr Vermögen verfügen und es nach ihrem Belieben vermachen; Häuser und Liegenschaften allein durften nur an Fremde veräussert werden, die sich dauernd in der Stadt niederlassen wollten. Pfarrer, dessen Stellvertreter, sowie jährlich Richter und Geschworene wurden von den Bürgern frei gewählt. Fremde Kaufleute hatten sich mit ihrem Vorrat in der Stadt aufzuhalten und ihre Waren täglich feilzubieten. Zweimal jährlich, nach Trinitatis und Michael stand der Stadt auf 14 Tage das Marktrecht zu. Der Bürger durfte nicht festgenommen, seine Güter nicht beschlagnahmt werden. Über die Schuldigen urteilten Stadtrichter und Geschworene, die auch die entsprechenden Strafen verhängten. Bis Pfingsten war es verboten in der Stadt fremden Wein zu verkaufen, da die Bürger keine Felder besaßen und somit auf den Ertrag ihrer Weingärten angewiesen waren. Dieses Vorrecht wurde von König Ludwig 1369 bis Jakobi erweitert.

Ludwig der „Grosse“ verlieh der Stadt 1369 am Montag, den 6. Mai vor Christi Himmelfahrt auch ein Wappen, damit sie dieses auf ihren Fahnen und Siegeln gebrauchte. Die Embleme des Wappens sind im oberen goldgelben Felde des unten in einer Spitze endenden Schildes drei französische Lilien in wagerechter Lage, im unteren roten Felde vier weisse Binden. Es ist dies die erste Wappenverleihung an eine Stadt in Ungarn, die uns bekannt ist. Das noch heute gebrauchte Wappen wurde von König *Siegmund* mit einem Engel, von *Ladislaus V.* mit einer Krone, von *Wladislaw II.* mit dem polnischen Halbädler und von seiner Gattin *Anna*, die aus Frankreich stammte, mit ihrem Lilien-Wappenschild erweitert.

In dieser Zeit gebrauchte der Stadtmagistrat zweierlei Siegel: ein kleineres, „das kleinere Siegel der Bürger von Kassa“ („sigillum minus civium de Cassa“), und ein grösseres, für die wichtigeren Urkunden, denen es angehängt wurde, mit dem Bildnis der Schutzherrin der Stadt, der Heiligen Elisabeth aus dem Arpadenhouse und folgender Rundschrift: „St. Elisabeth sigillum civium de Cassa“ — „das Sankt Elisabeth-Siegel der Bürger von Kassa.“

Während der Regierung der Anjou-Könige wurde die Stadt durch ihre geographische Lage sowie durch den Aufschwung von Gewerbe und Handel als „schätzereiche“ Stadt sehr bedeutend, wozu auch der

Umstand beitrug, dass Ludwig der Grosse, als König von Polen, hier wiederholt mit den polnischen Ständen verhandelte.

Der Schwiegersohn Ludwigs des Grossen, Siegmund (1387—1437) bestätigte nicht nur die durch seine Vorfahren der Stadt verliehenen Vorrechte, sondern ergänzte diese durch neuere. Selbst die Leibeigenen der im Besitz der Stadt stehenden Dörfer Felső- und Alsó-Tökés, Miskloka und des Gutes Téhány machte er zu Teilhabern der Privilegien. Er berief die Delegierten der Stadt in den Landtag und gab den Kaufleuten Steuerfreiheit auf das ganze Landesgebiet. Sämtliche Weber, die Barchend-Stoffe herstellten, mussten nach Kassa (Kaschau) ziehen, da das Betreiben ihres Handwerkes nur hier genehmigt wurde. Die Bürger von Kassa (Kaschau) wurden der Zahlung des Kammer-Nutzens sowie der Militärpflicht samt ihren Leibeigenen enthoben.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann der Bau der heutigen Kathedrale an Stelle der damals abgebrannten einschiffigen Elisabeth-Kirche; dies wird durch die Grabsteine bezeugt, die 1876—1896 während der Wiederherstellung aus den Grundmauern der Kirche ausgegraben wurden und auf denen die Jahreszahlen 1374, 1375 und 1378 zu lesen sind.

Nach der kurzen zweijährigen Regierung von *Albert von Habsburg* (1437—1439), dem Schwiegersohne Siegmunds betraute seine Witwe, Königin Elisabeth, die den Thron für ihren nachgeborenen Sohn sichern wollte, den Feldherrn *Johann Giskra*, als Hauptmann Oberungarn zu besetzen und es für ihren Sohn gegen die Thronansprüche *Wladislaus I.* zu behaupten. In der Tat erschien Giskra mit seinem Heere in Oberungarn und machte Kassa (Kaschau) zu seinem Hauptquartier. Die lateinische Inschrift in der südlichen Mauer der Kathedrale, nach der die Stadt *Ladislaus V.* als gesetzlich gekrönten König Ungarns anerkennt, stammt aus der Zeit Giskras.

Matthias Corvinus (1458—1490) machte der Macht Giskras ein Ende. Er besuchte Kassa (Kaschau) mit seiner Gattin *Beatrix* wiederholt, und erteilte der Stadt das Recht das Geld nach Ofner Muster zu prägen, wodurch es im ganzen Reiche angenommen werden musste. Zum Bau der Kathedrale steuerte er in beträchtlichem Masse bei: er verzichtete 15 Jahre auf das ihm zu entrichtende Neujahrgeschenk (strennalia), verordnete zu Gunsten des Kirchenbaues den freien Verkauf des Salzes von Mármaros und auch die wertvollsten Schätze der Kathedrale sind ihm zu verdanken. Sein Andenken verkünden am Dom der Matthias-Turm, das Matthias-Oratorium, die Königstreppe und die nach ihm benannte Totenlampe. Aus Dankbarkeit ist das südliche Dachgesimse der Kirche mit der Statue des grossen Königs geschmückt.

Nach dem Tode Matthias' stritten der Polenkönig *Wladislaw II.* (1490—1516) und dessen jüngerer Bruder, Herzog Johann Albrecht, um den ungarischen Thron. Albrecht erschien mit einem Heere vor den Mauern Kassas (Kaschau) und liess die Stadt beschossen. Indessen scheiterte sein Vorhaben an dem Widerstand der Bürger.

Zu dieser Zeit lebte der aus Kassa (Kaschau) gebürtige *Georg Szathmáry*, Bischof von Pécs (Fünfkirchen), später Erzbischof von Esztergom (Gran) und Hauptkanzler des Königs, der seiner Geburtsstadt, der Elisabeth-Kirche und der Michael-Kapelle als Stiftung seine zwei Häuser in Kassa (Kaschau), ferner seine Gärten, Weingärten, Felder, sein Haus und seine Weingarten in Szántó und Tállya, sein ganzes Gut in Forró, das ihm verpfändete Gut in Szikszó sowie seine Besitze in Szepsi und Szina vermachte. Auch in Bargeld schenkte er der Stadt den beträchtlichen Betrag von 3.333 Gulden. Das von Wladislaw II. ihm verliehene Patronat über die Probstei von Jászó übertrug er auf den Magistrat von Kassa (Kaschau), liess an die Michael-Kapelle eine Seitenkapelle bauen und schenkte der Kathedrale wertvolle Messgewänder, priesterliche Insignien und sorgte für den ganzen Schmuck des Hauptaltars. Bei König *Ludwig II.* (1516—1526) erwirkte er für die Stadt das Gut Michael Csécsis und das Recht der Münzenprägung. Das Andenken an Georg Szathmáry bewahrt die Wappentafel seiner Familie im Treppenhaus der Stadtbibliothek.

Die Folgen der politischen und religiösen Wirren nach der Schlacht von Mohács im Jahre 1526 machten sich auch in Kassa (Kaschau) fühlbar. Bei der Besetzung des Thrones zerfiel das Land in zwei Parteien, von denen die eine *Ferdinand I.*, den Schwiegersohn Wladislaws, die andere den Woiwoden von Siebenbürgen, *Johann Zápolyai*, zum König wählte. Bald erschienen in Kassa (Kaschau) auch die ersten Verkünder des neuen Glaubens: 1530 Andreas *Batizi*, im folgenden Jahre Matthias *Biró*.

Am 4. Dezember 1536 eroberte Johann Zápolyai die Ferdinand I. getreue Stadt und ernannte Leonhard *Czeczey*, seinen Kommandanten von Tállya zum Stadthauptmann, der die Unzufriedenen in andere Städte internierte und mit aller Strenge bestrebt war, Kassa (Kaschau) für seinen Herrn zu behaupten.

Nach dem Tode Johann Zápolyais im Jahre 1540 blieb die Stadt bis 1551 im Besitze seiner Witwe Isabella, bis diese, von den Türken bedrängt, auf den Besitz Siebenbürgens auch im Namen ihres Sohnes Johann Siegmund zu Gunsten Ferdinands verzichtete; 1552 erschien sie in Kassa (Kaschau), übergab Lebensmittelvorräte und Rüstung ihrer Truppen und kehrte in ihre Heimat Polen zurück.

Wegen der durch das Ende des nationalen Königtums und der Rückkehr zum Hause Habsburg entstandenen politischen Zwistigkeiten verkündete Ferdinand in einer Verordnung vom 7. April 1552 zur Beruhigung der inzwischen aus den von Türken besetzten Gebieten nach Kassa (Kaschau) geflüchteten und hier bereits eingebürgerten Ungarn, dass diesen dieselben Rechte zustehen, wie den anderen Bürgern. Er machte die Stadt zum Sitz der Kommandanten Oberungarns, die zugleich militärische Befehlshaber der von den Türken nicht besetzten Gebiete waren.

Ein verhängnisvolles Unglück traf die Stadt am 13. April 1556; an diesem Tage, dem zweiten Osterfeiertage, sprang aus dem Hause des Stadtschreibers und Dreissigers Matthias *Seiczlich* ein Feuerfunke, der im nächtlichen Sturm fast die ganze Stadt versengte. Nach den Angaben der von dem Magistrat 1556 Ferdinand unterbreiteten Bittschrift erlagen der Feuersbrunst die Elisabeth-Kirche, der grosse Turm, die Michael-Kapelle, Kirche und Kloster der Dominikaner und Franziskaner, das Rathaus, das südliche Tor, einzelne Basteien und das Dachwerk der Stadtmauern, sämtliche Glocken sowie die Szathmáry- und Mészáros-Gassen. Viele Bürger retteten von ihrem ganzen Vermögen nicht mehr als das Kleid, das sie trugen.

Aus dem Erz der während der fürchterlichen Feuersbrunst geschmolzenen Glocken goss der Kanonen- und Glockengiesser Franz *Illenfeld* im Auftrag des Magistrates 1557 die 72 Zentner wiegende Urban-Glocke, die in dem Glockenturm gleichen Namens ihren kräftigen düstern Ton noch heute hören lässt.

Die Dominikaner und Franziskaner konnten ihr vom Feuer zerstörtes Kloster und ihre Kirche nicht mehr wiederherstellen; sie waren daher gezwungen, die Stadt zu verlassen und in ein anderes Kloster zu ziehen. Ihr Abgang eröffnete in Kassa (Kaschau) der Verbreitung des Protestantismus freie Bahn. Das Kloster der Dominikaner blieb bis zur Rückkehr des Ordens im Jahre 1698 in Trümmern. Der Magistrat liess die Kirche mit einem neuen Dache versehen und benützte sie als Vorratskammer; Kirche und Kloster der Franziskaner wurden von der königlichen Kammer notdürftig hergestellt; die Kirche wurde als militärisches Depot verwendet, in dem Kloster wurden Offiziersfamilien untergebracht.

Als die Türken am 11. Oktober 1596 die Festung Eger (Erlau) erobert hatten, übersiedelte das dortige Domkapitel im Sinne der Bestimmungen des Gesetzartikels 38 vom Jahre 1597 nach Kassa (Kaschau). Diesem folgten bald die Jesuiten. Unter dem Schutze des Oberhauptmanns Ferdinand *Gonzaga* kam im Februar des Jahres 1601 auch Peter

Pázmány mit einem seiner Genossen in die Stadt, um dem religiösen Leben der Katholiken erneuten Schwung zu geben.

Rudolf (1576—1608) gebot in einem Erlass vom 11. November 1603 dem Magistrat, die Elisabeth-Kirche samt der zu ihr gehörenden Kapelle und allen Einrichtungsgegenständen dem Domkapitel von Eger (Erlau) zu übergeben. Der königliche Befehl wurde vom General und Oberhauptmann Barbiano *Belgiojoso* am 7. Januar 1604 vollzogen und die Kirche mit ihrer Einrichtung dem Domkapitel amtlich übergeben. Der evangelische Magistrat gab sich mit dem Geschehenen natürlich nicht zufrieden und wandte sich, da jeder Versuch zur Änderung des königlichen Befehls erfolglos blieb, an Stephan *Bocskay*, der mit seinen Heiducken im Herbst 1604 gegen Kassa (Kaschau) zog; nach kurzen Verhandlungen nahm sein Feldherr Blasius *Lippay* die Stadt am 30. Oktober in Besitz, in die *Bocskay* selbst am 11. Dezember feierlich einzog. *Bocskay* gab den Dom und die Michael-Kapelle den Evangelischen zurück, setzte Peter *Alvinczy* als Pfarrer ein, stellte die Vormacht des Protestantismus wieder her und sicherte dessen Entwicklung auf mehrere Jahrzehnte.

Am 29. Dezember 1606 starb *Bocskay*. Im Sinne des Wiener Friedens fiel die Stadt wieder *Rudolf* zu und die Bürger gelobten dem König vor seinen Vertrauensmännern Nikolaus *Forgách*, Obergespan von *Nógrád* und Andreas *Dóczy*, Obergespan von Bars, Treue. In dieser Zeit, 1610 wurde in Kassa (Kaschau) die erste Buchdruckerei eröffnet. Aus dem Jahre 1617 ist uns das erste glaubwürdige Stadtbild, ein Werk des belgischen Malers *Van der Rye*, erhalten.

Unter *Ferdinand II.* (1619—1637) wurde am 6. September 1619 Kassa (Kaschau), der militärische Schlüsselpunkt Oberungarns, von den aufständischen Truppen Gabriel *Bethlens* besetzt. Hiebei ergab sich der traurige Vorfall, dass einige unbändige Krieger die im königlichen Hause wohnenden Jesuitenväter Stephan *Pongrác* und Menhard *Grodeczky*, sowie den damals bei ihnen weilenden Domherrn von *Esztergom* (*Gran*), Márkus *Körösi* überfielen, alle drei ermordeten und ihre Leichen in den Kanal warfen. In dem Besitz der Stadt eröffnete sich für *Bethlen* freie Bahn nach dem Westen; so drang er mit seinem Heere bis nach *Pozsony* (*Pressburg*). Hier nahm er sogar die ungarische Krone in Besitz und brachte sie bei seiner Rückkehr nach Kassa und von hier nach *Ecsed*. Am 2. März 1626 feierte er in Kassa (Kaschau) seine glänzende Hochzeit mit *Katharina von Brandenburg*, einer Schwester des Kurfürsten Johannes *Siegmund*.

Gabriel *Bethlen* starb am 15. November 1629. Im Sinne des *Nikolsburger Friedens* vom Jahre 1622 fiel Kassa (Kaschau) wieder auf die

Krone zurück und am 18. Dezember vereidigte Landesrichter Menhard *Alaghy* die Bürger auf König Ferdinand II. 15 Jahre später erneuerten sich die politischen Gegensätze wieder. Nun war es *Georg Rákóczi I.*, der als Verbündeter der Schweden, *Ferdinand III.* (1637—1657) den Krieg erklärte. Wie es aus seinem, aus der Feste Kálló am 17. Februar 1644 an die Bürger von Kassa (Kaschau) gerichteten Brief hervorgeht, bewog ihn hiezu kein Privatinteresse, weder Rache noch Glaubensverfolgung, sondern nur der Entschluss zur Wiederherstellung und Geltendmachung der Landesstatuten, nach denen „jeder nach seinem guten Gewissen, ohne Angst und Furcht das bekennen und ausüben könne, was ihm gefalle, und jeder sicher und frei in persönlicher Freiheit leben könne“. Am 23. Februar 1644 schlug das Heer des Fürsten in der Nähe der Stadt, jenseits des Flusses Hernád sein Lager auf und als Georg Rákóczi nach den Verhandlungen mit dem Magistrat zur Übergabe der Stadt in seinem Quartier in Bárca einen die Rechte und Privilegien der Bürger sichernden Schutzbrief herausgab, öffneten sich ihm am 12. März vormittag die Tore der Stadt.

Da Rákóczi die Osterfeiertage mit seiner Gemahlin Susanna von *Loróntffy* in Kassa (Kaschau) verbrachte, gründete er mit ihr die reformierte Kirchengemeinde und hielt am 27. März den ersten reformierten Gottesdienst in der Stadt. Das Fürstenpaar beschenkte die neue Kirchengemeinde mit kostbaren kirchlichen Gefäßen und anderen Geräten, die noch heute erhalten sind, und gründete eine Schule, die vorübergehend sogar den Charakter einer Hochschule hatte.

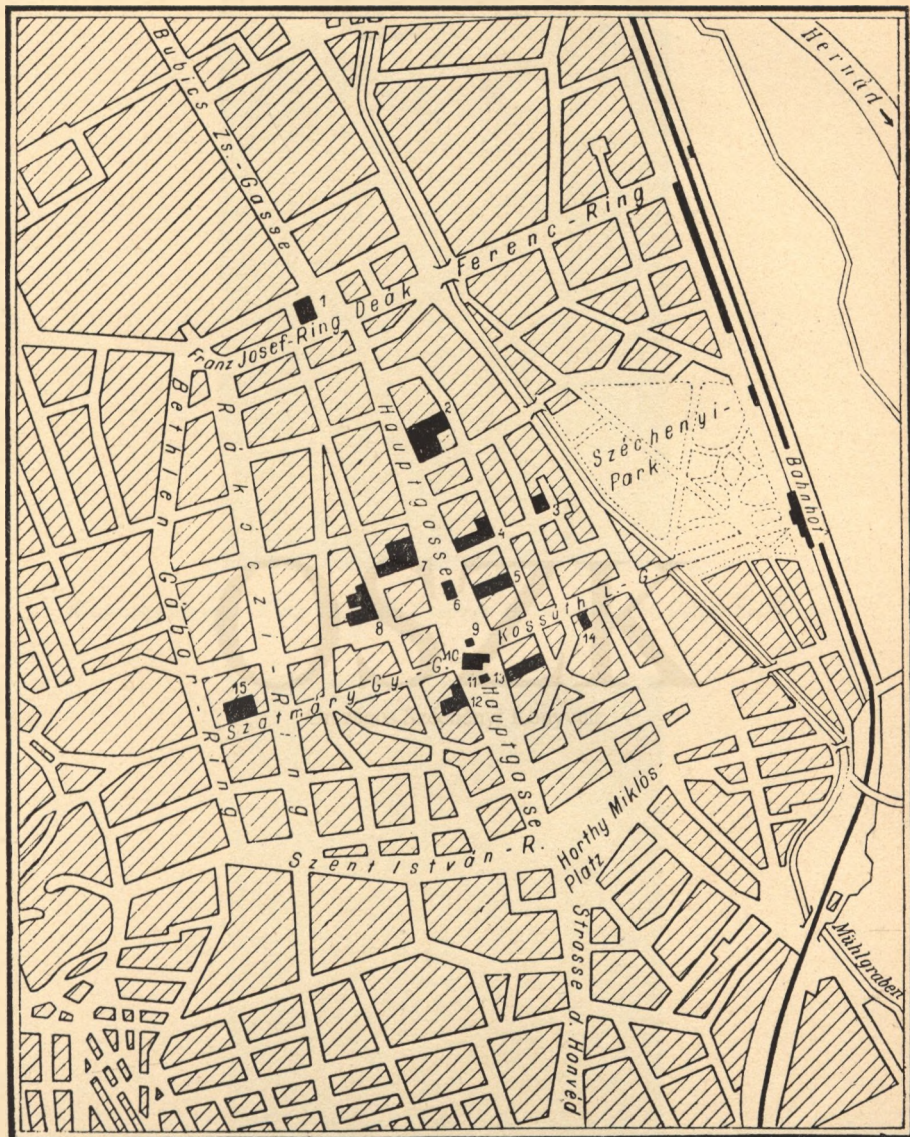
Am 16. September 1645 schloss *Ferdinand III.* in Linz den Frieden, nach dem die Stadt und ein Teil Oberungarns bis zum Tode Rákóczis in dessen Besitz bleiben. Nachdem Georg Rákóczi am 11. Oktober 1648 gestorben war, gelangte Kassa (Kaschau) wieder unter die Herrschaft des Königs.

Die Gesetzartikel des Landtages von Pozsony (Pressburg) 1646—47 sicherten Katholiken und Reformierten in der Stadt Kassa (Kaschau) freie Religionsübung und verpflichteten den Magistrat, ihnen einen geeigneten Platz für den Bau von Kirche, Schule und Pfarre zu überlassen.

Das Recht zur freien Religionsausübung bot den Jesuiten die Möglichkeit, sich in der Stadt niederzulassen. Benedikt Kisdy, Bischof von Eger (Erlau) erwirkte, dass das Domkapitel seiner Diözöse von Jászó wieder nach Kassa (Kaschau) zurückversetzt wurde und auf Anregung des Palatins Paul *Pálffy* kehrten auch die Franziskaner zurück.

Ferdinand III. schenkte 1654 das königliche Palais dem Jesuitenorden und liess darin ein Gymnasium errichten. Benedikt Kisdy begründete 1657 die Akademie in Kassa (Kaschau), die *Leopold I.* (1657—1705)

STADTPLAN VON KASSA (KASCHAU)



- | | |
|--|------------------------------------|
| 1. Museum | 8. Dominikaner-Kloster und -Kirche |
| 2. Seminarkirche, ehemaliger Franziskaner-
kirche und Seminar | 9. Urban-Turm |
| 3. Reformierte Kirche | 10. Dom |
| 4. Prämonstratenser-Kloster und -Kirche | 11. Michael-Kapelle |
| 5. Rathaus | 12. Bischöfliches Palais |
| 6. Theater | 13. Komitatsbaus |
| 7. Ursuliten-Kloster und -Kirche | 14. Evangelische Kirche |
| | 15. Kön. Tafel |

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Reichswappengruppe König Matthias' Corvinus an dem südlichen Giebel des Doms



Torrelief der Michael-Kapelle

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Ansicht des Marktes um 1830 — Aquarell von Jakob Alt



Ansicht des Domes von südwestlicher Richtung

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Michael-Kapelle



Einzug des Reichsverwesers und der Honvéd am 11. Nov. 1938.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

1660 auf den Rang einer Universität erhob und mit sämtlichen Vorrechten der Hochschulen in Europa ausstattete.

Georg Lippay, Erzbischof von Esztergom (Gran) bestimmte 1659 die Stadt Kassa (Kaschau) zum Sitz des von Susanna Balassa 1647 gegründeten adeligen Konviktes und betraute mit dessen Leitung die Jesuiten. Sophie von Báthory, die Witwe Georg Rákóczi II., erbaute in den Jahren 1671—1681 eine Kirche für die Jesuiten, in der am 18. August 1677 ihr Sohn, Franz Rákóczi I., am 16. März 1681 aber sie selbst beigesetzt wurde. Um die 200.000 Gulden, die Sophie von Báthory für die Beteiligung ihres Sohnes, Franz Rákóczi I., an der Verschwörung *Wesselényis* als Lösegeld zu entrichten hatte, liess Leopold I. vor dem südlichen Tor eine Zitadelle errichten.

Am 15. August 1682 eroberte Emmerich Thököly die Stadt und behauptete sie bis zum 25. Oktober 1685. Als seine Herrschaft ein Ende nahm, traten alle seine Verfügungen ausser Kraft und die Bürger unterwarfen sich vor dem kaiserlichen Feldherrn *Caprara* Leopold I. Die Elisabeth-Kirche erhielten die Katholiken endgültig zurück, den Protestanten aber wurden von General Ladislaus von Csáky ausserhalb der Stadtmauern — den Evangelischen in der Forrás-Gasse, den Reformierten in der Szepsi-Gasse — Plätze für Kirche, Pfarre und Schule zugewiesen.

Eine bedeutende Stellung kam der Stadt im Freiheitskriege Franz Rákóczi II. zu. Die „für Gott und Freiheit“ kämpfenden Kurutzen des Fürsten nahmen Kassa (Kaschau) trotz des hartnäckigen Widerstandes der kaiserlichen Besatzung am 21. Oktober 1704 ein und noch an demselben Tage leisteten die Bürger vor dem General Simon von Forgách den Treu-Eid. Nach der erfolglosen Belagerung durch den kaiserlichen Feldherrn *Rabutin* zog Rákóczi am 14. Oktober 1706 selbst in die Stadt ein. Die Bürger empfingen ihn mit Glockenklang und Kanonendonner feierlich und Titularbischof und Grossprobst des Domkapitels, Andreas Pethes von Eger (Erlau) begrüßte ihn vor dem Tore des Elisabeth-Domes, führte ihn mit einer dem Fürsten gebührenden Feierlichkeit auf den vor dem Altar errichteten Thron, und sang das „Te Deum“. Später hielt sich Rákóczi wiederholt in Kassa (Kaschau) auf und hielt 1707 sogar den Landtag hier ab. Aus dem Palais begab er sich fast täglich zur Andacht in die gegenüberliegende Franziskanerkirche.

Der anfangs siegreiche Feldzug der Kurutzen nahm für diese bald eine böse Wendung. Als Rákóczi bereits einsah, dass er den Kampf nicht mehr mit der Hoffnung auf Erfolg weiterführen könne, zog er sich am 21. Februar 1711 nach Polen zurück. Die Bedingungen des am 1. Mai 1711 abgeschlossenen Friedens von Szatmár nahm er nicht an

und begab sich freiwillig in die Verbannung. Zunächst hielt er sich in England auf, dann ging er nach Frankreich, um schliesslich 1717 auf Einladung des Sultans nach der Türkei auszuwandern, wo er sich zuerst in Konstantinopel, später in Jenikö und schliesslich in Rodosto aufhielt, wo er am 8. April 1735 starb. Sein Herz wurde auf eigenen Wunsch in der Kirche des Klosters der Kamalduer im französischen Grosbois bei Paris beigesetzt. Sein Körper wurde mit der Genehmigung des Sultans nach Konstantinopel gebracht und in der damaligen Galataer Jesuitenkirche, neben seiner Mutter Helene von Zrinyi bestattet. Hier ruhten seine Reste 171 Jahre, bis sie am 20. Oktober des Jahres 1906 in der Gruft des Domes in Kassa (Kaschau) beigesetzt wurden.

Am 20. April 1711 übergaben die Delegierten des Magistrates die Schlüssel der Stadt feierlich den Generälen der kaiserlichen Armee und die Truppen zogen in Kassa (Kaschau) ein. Damit nahmen die heldenhaften Kämpfe des grossen Freiheitskrieges ein Ende und König *Joseph I.* erklärte sämtliche Bestimmungen der Kurutzenstände für ungültig.

Nach dem Friedensschluss von Szatmár folgten Jahre dauernden Friedens. Die durch Krieg und Pest zusammengesmolzene und verarmte Bevölkerung der Stadt bemühte sich mit vorbildlichem Eifer um die Wiederherstellung und Hebung des bürgerlichen Lebens. In der entvölkerten inneren und äusseren Stadt liessen sich meist aus der Fremde eingewanderte Soldaten, Beamten, Kaufleute und Handwerker nieder, während in die Vororte vor allem aus den Dörfern der Landgüter der Stadt angesiedelte Leibeigene, Arbeiter, Dienstboten und Fuhrleute an Stelle der alten Bevölkerung kamen.

Durch die Zuwanderung der neuen Ansiedler entstand eine sprachliche Verschiebung der Bevölkerung, die die Stadt im 18. Jahrhundert bewog, als Kirchenschutzherr dem katholischen Pfarrer neben dem ungarischen Kaplan am 9. Oktober 1755 einen slowakischen und am 12. August 1771 einen deutschen an die Seite zu stellen.

Die Selbstverwaltung der Stadt wird im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr eingeschränkt. Die zentrale Regierung übernimmt in Verwaltung und Gerichtsbarkeit den Rechtskreis des Richters und des Magistrates. Während der Regierung *Maria Theresias* (1740—1780), vor allem aber während der ihres Sohnes *Josephs II.* (1780—1790), gibt es kaum mehr einen Fall, in dem der Magistrat selbständig verfügt. Die zentralisierende Tendenz macht sich auch in sprachlicher Hinsicht fühlbar, indem statt des Ungarischen zuerst das Lateinische, später auf die Verordnung *Josephs II.* das Deutsche als Amtssprache eingeführt wird. Diese gewaltsame Hintansetzung des ungarischen Charak-

ters der Stadt löste eine Gegenwirkung aus, die zum Aufflammen des ungarischen Nationalbewusstseins führte. 1787 gaben Franz *Kazinczy*, David *Baróti Szabó* und Johann *Bacsányi* in Kassa (Kaschau) das *Magyar Múzeum* („Ungarisches Museum“), die erste wissenschaftliche Zeitschrift in ungarischer Sprache, heraus.

In den friedlicheren Jahren des 18. Jahrhunderts bot sich der Stadt durch den Wohlstand der Bürger die Möglichkeit, in erhöhtem Masse für die Erhaltung und Vermehrung von Kunstdenkmälern zu sorgen. Im Jahre 1715 wurde am Fusse des Vereshegy zur Erinnerung an die Pest die Votivkapelle der Heiligen Rosalie errichtet. In den Jahren 1720—23 wurde auf dem Marktplatz auf Anregung des Postpräfekten, Viktorin *Flachenfeld*, die Statue der Maria Immaculata erhoben. 1730 erbaute die Stadt zu dem in der südlichen Aussenstadt befindlichen Spital die Kirche des Heiligen Geistes. 1737—58 entstand der Kalvarienberg mit seiner einstöckigen Kapelle. 1754 wurde von dem berühmten Bildhauer der Stadt, Josef *Hartmann*, das Denkmal des Heiligen Florian verfertigt, das nun an der südlichen Mauer des Urban-Turmes zu sehen ist.

Der Elisabeth-Dom erhielt eine fast ganz neue Einrichtung, der Turm ein neues Dach. Von den neuen Schätzen des Domes nennen wir nur die kostbare Szilassy-Monstranze, die neue Kanzel, Orgel und den Marmorboden. Im 18. Jahrhundert werden auch die Kirchen der Dominikaner und Franziskaner umgebaut. 1779 wird das Komitatshaus, 1780 das Rathaus, 1782 das Gasthaus „Zum schwarzen Adler“, 1788—90 das Theater errichtet.

Zur Wahrung des materiellen Wohlstandes der Bürger verbietet die Obrigkeit die mit grossem Geldgewinn verbundenen Glücksspiele und die längeren nächtlichen Unterhaltungen. Einen bedauernswerten Rückfall im kulturellen Leben der Stadt bedeutete die Schliessung der Universität nach der 1773 erfolgten Auflösung des Jesuitenordens. Es war dies nicht nur für die wissenschaftliche Entwicklung von Kassa (Kaschau) ein schwerer Verlust, sondern auch für die der weiten Umgebung.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts machten sich die Erschütterungen der Napoleonischen Kriege auch in Kassa (Kaschau) fühlbar, obwohl es vom Kriegsschauplatz fern lag. Die Stadt wurde zum Mittelpunkt des adeligen Aufstandes, der Kriegsvorbereitungen, sowie der militärischen Getreide- und Rüstungsmagazine. Da die alten Festungswerke ihre strategische Bedeutung bereits eingebüsst hatten, liess die Behörde die fünf-hundert-jährigen Festungsmauern und Schanzenwälle nach und nach niederreissen, um Bauten und Strassen Platz zu machen.

Ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der Stadt war, dass Papst *Pius VII.* am 5. August 1804 auf Vorschlag König *Franz I.* (1792—1835) aus einem Teil des Bistums von Eger (Erlau) die Kaschauer Diözese gründete. Der erste Bischof von Kassa (Kaschau) *Andreas Szabó*, bezog am 14. Dezember 1804 seine Residenz.

Als sich die Truppen Napoleons Wien näherten, brachte König *Franz* seine 7 Kinder in Ungarn zuerst in Ofen, dann in Kassa (Kaschau) in Sicherheit. Die am 20—21. November 1805 eingetroffenen Kinder des Monarchen verbrachten fast 5 Monate in der Stadt; nur die älteste Tochter, die vierzehnjährige *Maria Luise*, später die Gattin Napoleons, wurde von ihren Eltern bald nach Olmütz gebracht. Auch am 19. April 1809, nach der Schlacht von Regensburg, genossen drei Kinder des Herrscherpaares, wieder auf der Flucht vor Napoleon, die Gastfreundschaft der Stadt.

Von den bedeutsameren Begebenheiten im 19. Jahrhundert erwähnen wir noch folgende: 1811 übernahm der Prämonstratenserorden die Leitung des sechsklassigen Gymnasiums; in demselben Jahr wurde die Kirche der Reformierten in der Fazekas-Gasse, 1816 die der Evangelischen in der Kossuth-Gasse erbaut; in diesem Jahre begannen auch die Theatervorstellungen der „Pesti Nemzeti Játszó társaság“ („Pester nationale Schauspielertruppe“); 1825 gab Graf *Josef Dessewffy* die in der Redaktion von *Michael Dulházy* erscheinende Zeitschrift *Felsőmagyarországi Minerva* („Oberungarische Minerva“) heraus; weitere Zeugnisse für das in diesen Jahren besonders rege literarische Leben der Stadt sind die Zeitschriften und Taschenbücher *Szemlélő* („Beobachter“), *Litteratúrai Lapok* („Literarische Blätter“), *Nefelejts* („Vergissmeinnicht“), *Árpádia*, sowie eine stattliche Anzahl von Büchererscheinungen.

Nach der Wiederherstellung des Friedens stieg die Seelenzahl der Einwohner, die im Jahre 1808 8357 betrug, bis zum Jahre 1831 auf 12.042. Mit der Zunahme der Einwohner blühte auch das wirtschaftliche und geistige Leben auf, so dass Kassa (Kaschau) zu einem Mittelpunkte des ungarischen kulturellen Lebens wurde. Diese erfreuliche Entwicklung wurde durch die im Jahre 1831 auftretende Cholera schmerzvoll unterbrochen; auch der unermüdliche Organisator des ungarischen Geisteslebens, *Franz Kazinczy* fiel der Seuche auf seinem Landsitz in Széphalom zum Opfer.

Im Freiheitskriege 1848—49 kam der Stadt eine bedeutende Stellung zu. Die Ereignisse der Märztage fanden hier regen Widerhall und dem Aufruf des Grafen *Ludwig von Batthyány*, des ersten Ministerpräsidenten von Ungarn, folgte auch die begeisterte Jugend unserer

Stadt, um Thron, Vaterland und Verfassung zu beschützen. Zur Wahrung der öffentlichen Ordnung, sowie der Lebens- und Vermögenssicherheit wurde bald eine Nationalgarde aufgestellt. Hier warb man die Helden des 9. Bataillons, die „mit der roten Mütze“, die sich durch ihren heldenmütigen Einsatz nicht nur in der Geschichte der Stadt, sondern auch in der des ganzen Landes ewigen Ruhm erkämpften.

Da Österreich den Freiheitskampf und den heldenhaften Widerstand der Ungarn allein selbst mit seiner Übermacht nicht zu brechen vermochte, rief man Russland zur Hilfe. Bald sandte der Zar unter dem Kommando des Grossfürsten *Konstantin* und des Fürsten *Paskievics* ein gewaltiges Heer zur Unterdrückung des Freiheitskrieges nach Ungarn und entschied dadurch dessen Schicksal. Damit schloss eine Zeit sagenhaften ungarischen Heldentums; was nun folgte, war ein Leidensweg des ungarischen Volkes. Dem mutigen Einsatz folgte das Blutgericht; an Stelle des Schwertes trat das Schlachtbeil des Scharfrichters und der Strick des Henkers.

Dem Ausgleich im Jahre 1867 folgte die Krönung *Franz Josephs I.* zum ungarischen König und eine Zeit gewaltigen Aufschwunges, der unsere Stadt in wirtschaftlicher, geistiger und sozialer Hinsicht unter die ersten des Landes erhob. Besonders bedeutsam wurde die Entwicklung der Stadt durch den Ausbau der Eisenbahnlinien, durch die Gründung und Erweiterung verschiedener Schulen, sowie durch Gesellschaften aller Art gefördert,

In diese Zeit fällt auch der Wiederaufbau der berühmten Elisabeth-Kathedrale und der uralten Michael-Kapelle neben ihr, die Erbauung des Museumgebäudes, der königlichen Tafel, des neuen Theaters, des Korpskommandos, der Eisenbahndirektion, der Rechtsakademie, des Gymnasiums der Prämonstratenser und noch vieler anderer grosszügiger öffentlicher Bauten und Pivathäuser. Zur Erinnerung an die Helden „mit der roten Mütze“ von 1848—49 liess die Stadtgemeinde an der Südseite der Michael-Kapelle im Jahre 1906 ein Denkmal errichten. Am 29. Oktober desselben Jahres liess die ungarische Nation die irdischen Überreste der Helden der Kurutzenkriege, *Franz Rákóczis II.* und seiner Genossen in der Verbannung, sowie die seiner Mutter *Helene von Zrinyi*, seines Sohnes *Joseph*, seines Feldherrn *Nikolaus von Bercsényi* und der zweiten Gattin dieses, der aus *Kassa (Kaschau)* stammenden *Christine von Csáky*, die der Kurutzenführer *Graf Anton Eszterházy* und *Nikolaus Sibrik* aus der Türkei nach *Kassa (Kaschau)* bringen, um sie in der Gruft des Elisabeth-Domes beizusetzen. Zur Erinnerung an diese unvergessliche Landesfeier stellte *Andreas Dudics* die Hauptereignisse aus dem

Leben des Fürsten, seine Beisetzung in Kassa (Kaschau) und seine Grabstätte auf einem gewaltigen Wandgemälde dar.

Verhängnisvoll für das blühende Kulturleben der Stadt war die dem Weltkrieg 1914—18 folgende Tschechenherrschaft. Mit dem Einzug der tschechischen Truppen in die wehrlose Stadt am 29. Dezember 1918 begann die zwanzigjährige Fremdherrschaft, die mit grausamer Folgerichtigkeit, durch List und Gewalt darauf hinarbeitete, den alten ungarischen Charakter der Stadt und jede ungarische Überlieferung zu vernichten.

Der Wiener Schiedsspruch vom 2. November 1938 gab die Stadt wieder dem ungarischen Mutterlande zurück. Am 10. November hielten die ungarischen Honvéd unter unaussprechlichem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug, und am folgenden Tage, den 11. November, zog auch Reichsverweser Nikolaus *Horthy* in die Stadt ein. Im Elisabeth-Dom erklangen die feierlichen Klänge des „Te Deum“-s: das nach zwanzigjähriger Unterdrückung befreite Ungartum lebte auf und konnte nun die Aufbauarbeit zum Wohl der alten Stadt, aber auch zum Wohl des ganzen Landes auf ungarischem Boden und in ungarischem Geist wiederaufnehmen.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

ALEXANDER KÖRÖSI CSOMA

VON LUDWIG LIGETI

Es sind nun hundert Jahre her, dass am 11. April 1842 Alexander Kőrösi Csoma, der grosse ungarische Gelehrte, der die Urheimat erforschen wollte und die Verwandtschaft des Ungartums suchte, am nordöstlichen Ende Indiens, in Dardschiling seine von tötlichem Fieber brennenden Augen für ewig schloss. Die hundertste Jahreswende seines Todes gibt Anlass zu pietätvollem Gedenken nicht nur jenen, die sich mit orientalisches-ungarischen Studien befassen, sondern jedem bewussten Ungarn. Selbst inmitten der heute die Welt durchtobenden Stürme halten wir für einen Augenblick inne, um uns in Gedanken in Trauer und Stolz über ein stummes Grab im Friedhof von Dardschiling zu beugen.

Wer war Alexander Kőrösi Csoma? Sein Name ist überall in der Welt bekannt, wird überall mit Achtung genannt, wo Wissenschaft in irgend einer Form lebt, namentlich wo die Sprache des asiatischen Tibet, seine Geschichte und Religion erforscht wird, wo man also jenen Zweig der Wissenschaft pflegt, deren Gründer er gewesen war. Wer war Alexander Kőrösi Csoma? Für uns Ungarn ungleich mehr, als der Begründer einer neuen, achtenswerten Disziplin. Er ist für uns Ungarn das zeitlose ungarische Sinnbild des einmal gegebenen Wortes, der übernommenen Pflicht und der heroisch geleisteten Arbeit. Er folgte einem inneren Gebote und lebte als Vertreter eines Patriotismus, der freiwillig und einsatzbereit übermenschliche Opfer auf sich nimmt. Er ist ein Ungar, der die Vorzeit mit der ganzen Leidenschaft seines Herzens, mit allen Kräften des Verstandes erforscht und ins Auge fasst, — die edelste Verkörperung ungarischen Gelehrtentums. Schliesslich aber ist er das Symbol des durchgeistigten Ungarn, der, zwischen Osten und Westen stehend, mit dem liebenden Auge des östlichen Ungarn am Ursprung seines Volkes hängt, an den heldischen Jahrhunderten, die es im Osten verlebte, zugleich aber ohne Einschränkung und vollwertig als westlicher Mensch gelten darf, der die besten Jahrzehnte seines Mannesalters einer Arbeit widmete, durch die er der Leistungsfähigkeit ungarischen Gelehrtentums in ganz Europa die verdiente Anerkennung erwarb.

Alexander Kőrösi Csoma, ein Sohn des adeligen Szeklertums wurde vor 158 Jahren in Kőrös, einer Stadt des Komitats Háromszék geboren, die seit 1904 ihm zu Ehren und Gedenken Csoma-Kőrös genannt wird. Die elementaren Kenntnisse eignete er sich im Elternhause an und kam erst ziemlich spät, im Alter von 15 Jahren ins weithin berühmte Kollegium von Nagyenyed, das sich eines vorzüglichen Rufes erfreute. Schon hier, zwischen den Mauern des Kollegiums loderten die kleinen Flammen in seinem Herzen empor, bei deren Schein er, noch tastend und ungewiss, nach dem rätselvollen Urprung seines Volkes zu forschen begann. Ádam Herepei, ein berühmtes Mitglied der bekannten Lehrerfamilie in Siebenbürgen, Professor der Geschichte im Kollegium, verstand es, so bezaubernd und anregend über Ursprung und Urheimat der Ungarn zu sprechen, dass es nicht Wunder nehmen kann, wenn seine Unterrichtsstunden, die sich zur Hälfte aus Vorträgen, zur Hälfte aus fruchtbaren, um eine Lösung ringenden Diskussionen zusammensetzten, an denen sich die Jugend mit Herz und Seele beteiligte, auf den empfänglichen Jüngling von entscheidender Wirkung waren. Offenbar war es so, dass auch Alexander Kőrösi Csoma unter dem Einfluss Herepeis im Kollegium mit zwei Mitschülern ein Gelübde tat, einst nach Osten zu wandern, um die Herkunft des Ungartums zu klären.

Dreiundzwanzig Jahre alt wurde Kőrösi Csoma, als er 1805 die Gymnasialklassen beendet hatte und sich höheren Studien zuwandte.

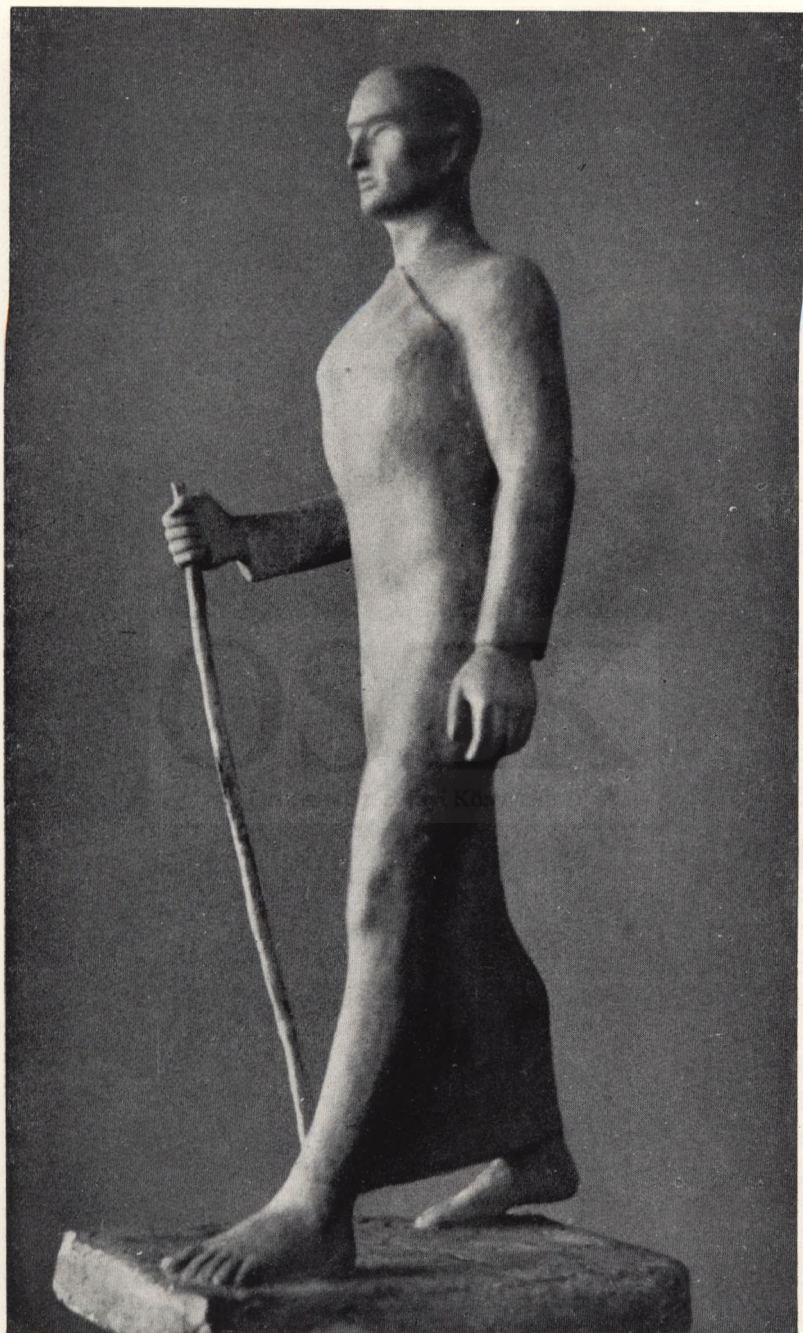
Im Laufe seiner Studien war er in den sogenannten „Dichterklassen“ sogar als Lehrer tätig. 1815 bestand er erfolgreich das öffentliche Rigorosum, die Voraussetzung einer ausländischen Studienreise. Csoma wurde vom Glück besonders begünstigt. Das kurz vorher abgebrannte, vernichtete und zugrundegegangene Kollegium von Nagyenyed gelangte gerade in dieser Zeit in den Besitz eines bedeutenden Auslandstipendiums. Mit Hilfe dieses war das Kollegium in der Lage, seine Angelegenheiten wieder zu ordnen, ja die Zinsen langten auch dazu, dass das Institut zwei hervorragende Studierende der theologischen Fakultät ins Ausland, nach Göttingen entsenden konnte, um ihre Studien dort an der Universität zu vollenden. Unter den ersten Zöglingen, die aus diesem Stipendienfond bedacht wurden, fand sich auch Alexander Kőrösi Csoma. Professor *Eichhorn*, der Kurator der Stiftung in Göttingen, ein berühmter Orientalist, kam das Recht zu, das Stipendium unter den Schülern des Kollegiums von Nagyenyed zu verteilen. Doch empfing Kőrösi Csoma von Professor Eichhorn nicht nur die sehr bescheidene Anzahl von Talern, sondern ungleich mehr: vor allem Richtlinien und Unterweisungen zur Erforschung der Urheimat und der Herkunft der Ungarn und Anregungen, sich der Lösung dieser Probleme zu



Alexander Körösi Csoma
Zeichnung von August Schoefft

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



*Standbild des Alexander Kőrösi Csoma
von Géza Csorba*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

widmen. Er erfuhr von Professor Eichhorn, dass er in den Werken der arabischen Schriftsteller über die alten Ungarn wertvolle Angaben finden könne. So warf er sich mit unstillbarem Heiss hunger aufs Studium der arabischen Sprache. Nebenbei lernte er englisch, türkisch und überhaupt alles, wovon er annehmen konnte, dass es ihm bei der Erreichung seines Zieles dienlich sein werde.

Als er nach einem Studium von drei Jahren aus Göttingen nach Nagyenyed heimkehrte, wäre er in der Lage gewesen, zwischen Stellungen zu wählen, die Wohlstand und Ruhe bedeuteten; doch wies er alle verlockenden Angebote bescheiden, aber entschieden von sich. Vergeblich machte ihm sein ehemaliger Lehrer und väterlicher Freund Samuel *Hegedüs* Vorstellungen; vergeblich stellte sich dieser dem jungen Gelehrten in den Weg, wie der alte König in den buddhistischen Märchen tibetischer Bücher, der es versucht, sein verliebtes Kind, den Prinzen Gut davon abzuhalten, sich einzuschiffen und auf die See zu begeben, um den Edelstein Tschintamani zu erringen, der auf von tausend Gefahren umgebenen, fernen Inseln gehütet wird, jedem Glück bringt, nur ihm allein Verderben. Gleich dem Prinzen des Märchens konnte die Verlockung des reizvoll gezeichneten sorglosen Lebens auch Csoma nicht bestriicken und rühren, aber auch die Schilderung der aber tausend furchtbaren Gefahren konnte ihn von dem einmal gefassten Entschluss nicht abbringen. Und ebenso, wie der alte König im Märchen, war auch der alte Lehrer gezwungen, den Wanderer schweren Herzens seines Weges ziehen zu lassen, der den Stein der Weisen suchte und dem es nach dem Geheimnis aller dü rstete. Er begleitete ihn die Szentkirály-Gasse entlang, die zur Strasse nach Szeben (Hermannstadt) führt; dann verabschiedete er sich von ihm auf dem Feld, blickte ihm aber noch lange mit tränenfeuchten Augen nach, bis der Wanderer die Maros erreichte. So begab sich Kőrösi Csoma auf seinen langen, endlosen Weg, von dem er niemehr auf jenen Boden zurückkehren sollte, den er so heiss liebte.

Csoma wäre ursprünglich gern nach Russland gereist, nach Odessa, um sich über Moskau irgendwie einer Karawane anzuschliessen und mit dieser nach Sibirien zu gelangen — wenigstens bis Irkutsk —, und sich von dort aus Nord-China zu nähern. Er hoffte sich von dort aus schon besser orientieren und auch das, was er suchte, finden zu können. Indessen musste er wegen verschiedener Schwierigkeiten auf seine Russlandreise verzichten, doch war er ausserstande, seiner einmal geplanten Reise nach dem Orient zu entsagen. Statt Odessa begab er sich im Jahre 1819 mit dem Entschluss nach Bukarest, nicht zu ruhen, bevor er Konstantinopel erreicht habe. Aus Bukarest kam er in der Gesell-

schaft von bulgarischen Kaufleuten glücklich in Sophia an und erreichte von hier aus ohne Zwischenfall Philippopolis. Trotzdem wurde aus der Ankunft in Konstantinopel nichts, da in der türkischen Hauptstadt gerade damals die Pest wütete. So nahm denn Kőrösi Csoma seinen Weg nach Enos, schiffte sich hier auf einem griechischen Schiff ein und setzte nach Ägypten über. Seine Absicht war, länger in Alexandrien oder in Kairo zu verweilen; er erinnerte sich daran, was er von Professor Eichhorn in Göttingen gelernt hatte und wollte sich in die arabischen Handschriften vertiefen. Auch diesen Plan vereitelte ein neuer Zufall: auch in Alexandrien brach die Pest aus. Eilig verliess er nun Ägyptens Boden und reiste auf einem syrischen Schiff zunächst nach der Insel Zypern, von dort nach Seidon, bezw. nach Beyrut. Von Beyrut segelte er auf einem anderen Schiff nach Latakia. Von hier aus gelangte er zu Fuss nach Aleppo, wo er nur so lange blieb, bis er eine entsprechende Karawane fand, mit der er auch in der Tat in Mossul eintraf. Aus Mossul fuhr er im Kahn nach Bagdad. Hier halfen ihm seine neuerworbenen europäischen Freunde weiter, so dass er denn auch ohne Zwischenfall auf dem gewohnten Weg nach der persischen Hauptstadt Teheran gelangte.

Der Aufenthalt in Persien ist in der Reise Csomas ein bedeutungsvolles Ereignis. Er verbrachte vier Monate in der Hauptstadt, erlernte die persische Sprache, mit deren Hilfe er dann ohne Hindernis bis nach Indien zu reisen vermochte. Seine Bücher und entbehrlichen Schriften liess er in Teheran zurück und schlug die nordöstliche Richtung in Persien ein; er wollte jenen langen Weg zurücklegen, an dessen einem Ende die Stadt Meshed, der weltbekannte Wallfahrtsort der Mohammedaner liegt. Das Ziel seiner Reise geht aus den verschiedenen Plänen und den durch verschiedene Umstände erzwungenen Abweichungen und Wanderungen in gleicher Weise klar hervor: Alexander Kőrösi Csoma wollte um jeden Preis das Herz Asiens erreichen oder sich diesem Ziel, soweit nur möglich, nähern. In der Tat hatte es nun den Anschein, als wäre er seinem Traumland so nahe gekommen, wie noch nie zuvor. Von Meshed ausgehend erreichte er unter unsäglichen Schwierigkeiten und Mühen Bokhara, doch musste er nach einem Aufenthalt von fünf Tagen erfahren, dass er in der höchst gefährlichen kriegerischen Atmosphäre dort nicht länger verweilen könne, oder wenn er auch bleiben wollte, dies vergeblich und unnützes Beginnen wäre, da er weder arbeiten, noch in der erwünschten Richtung vorwärtskommen könnte. So suchte er denn wieder eine entsprechende Karawane und gelangte durch das afghanische Turkestan nach der Stadt Balkh und von dort aus durch den berühmten Engpass von Bamian

endlich nach der Stadt Kabul. Rastlos und von Eifer brennend suchte er auch hier nur die Möglichkeit, auf welche Weise er seine Reise fortsetzen könnte. Man schrieb den 6. Januar des Jahres 1822. Diese Jahreszeit war keineswegs geeignet, durch Schnee und Eis geradenwegs nach Kasmir und von dort irgendwie nach Tibet zu reisen. Dennoch zog Kőrösi Csoma aus Kabul ab; es gelang ihm, nach dem indischen Peshavar zu gelangen und von dort in Begleitung zweier Franzosen Lahore zu erreichen. Im Frühling dieses Jahres finden wir ihn in Kasmir, Anfang Juni in Leh, der Hauptstadt von Ladakh. Nun folgte Alexander Kőrösi Csoma wieder der rufenden Stimme Mittelasiens, und versuchte von neuem, mit einer Schwenkung nach Norden Jarkend zu erreichen. Leider konnte er seine Absicht auch diesmal nicht durchführen; der Plan misslang, weil es sich bald herausstellte, dass dieser Weg überaus kostspielig wäre und dazu für einen Christen den sicheren Tod bedeuten würde.

Entmutigt wandte er sich wieder Lahore zu. Hier brachte ihn das Schicksal mit einem bekannten englischen Reisenden, *Moorcroft* zusammen, der zugleich Regierungsagent war. Dieser hatte kurz vorher eine Reise nach Tibet unternommen und hielt sich nun in amtlichem Auftrag mit zwei Begleitern in Lahore auf, um dann nach Bokhara und dem afghanischen Turkestan weiterzureisen. Moorcroft gewann den wortkargen, redlichen und charakterfesten Csoma bald lieb und erkundigte sich natürlich nach seinen Plänen. Der ungarische Reisende machte kein Hehl aus seinen Absichten, suchte nichts zu verheimlichen und erzählte klipp und klar, dass er sich auf den weiten Weg begeben habe, um „die ersten Wohnsitze der Ungarn aufzusuchen, die Denkmäler und geschichtlichen Dokumente ihres Lebens und Treibens zu sammeln und die Ähnlichkeit zu beobachten, die zwischen mehreren orientalischen Sprachen und unsrer Sprache bestehe“. Moorcroft versuchte Csoma mit allen Mitteln von diesem Plan und seiner Verwirklichung abzuraten; für ihn war dies alles verworren und ein höchst unverständliches Unternehmen. Dagegen wollte er ihn dazu bewegen, seine Kraft und Zeit voll und ganz dem Studium der damals noch fast völlig unbekanntem tibetischen Sprache zu widmen. Allerdings konnte er Csoma nicht von der Unrichtigkeit seiner Pläne überzeugen; immerhin sann dieser nach und sah ein, dass ihm die tibetische Sprache bei der Ausführung seiner Absichten noch wertvoll sein könne. Als er sich dann in das Buch über Tibet, das er von Moorcroft erhielt, vertiefte, meldete sich mit einermal sein Wissensdurst und er fühlte, dass er den schweren Auftrag, den zu übernehmen er gebeten worden war, in der Tat erfüllen können werde. Der Würfel war gefallen, als

man für ihn einen Tibeter auftrieb, der auch der persischen Sprache mächtig war und mit dessen Hilfe er in die ersten Geheimnisse der rätselhaften Sprache einzudringen begann.

Moorcroft machte sich mit seinen beiden Gefährten bald auf den Weg nach Bokhara, um dort seinem Auftrag nachzukommen. Der Freund des ungarischen Forschers verschwand auf diesem Weg für immer und zwar unter geheimnisvollen Umständen; wahrscheinlich ist, dass sowohl er als auch seine beiden Gefährten auf der Heimreise im afghanischen Turkestan dem Malariafieber erlagen.

Alexander Kőrösi Csoma aber machte sich nach der letzten Begegnung mit Moorcroft, mit einem Empfehlungsschreiben, das er von diesem erhalten hatte und einer sehr bescheidenen Summe in der Tasche, die ihm gleichfalls der Engländer zukommen liess, auf den Weg nach dem ersten tibetischen Lama-Kloster, um die freiwillig auf sich genommene Pflicht treu zu erfüllen.

Der Schauplatz seiner mühevollen und kampferfüllten Tätigkeit war zunächst das Kloster von Zangla, wo er unter der Leitung eines tibetischen Lama länger als ein Jahr die Sprache studierte, und mit dem buddhistischen Schrifttum in tibetischer Sprache, einer Sammlung, die aus mehr als dreihundert gewaltigen Bänden bestand, bekannt wurde. Als er seine Arbeit im Kloster von Zangla beendet hatte, beschloss er, die Aufarbeitung und Ordnung seines tibetischen Wörterbuches vorzunehmen und sich zu diesem Zweck mit seinem Lehrer nach Sultan-pur zu begeben. Indessen konnte Csoma den saumseligen Lama nicht abwarten und trat die Reise allein an. Über sein ursprüngliches Ziel hinaus gelangte er bis nach Sabathu. Hier widerfuhr ihm etwas, was sowohl bedeutsam als auch unangenehm war. In Sabathu, an der Grenze des damaligen englisch-indischen Reiches wurde er als verdächtiger Fremder aufgehalten; man forderte von ihm einen schriftlichen Bericht, durch den er sich ausweisen sollte. Zum Glück gelang es ihm, sich vor der britisch-indischen Regierung auszuweisen und als die amtlichen Stellen die grosse Bedeutung seiner tibetischen Sprachforschungen erkannten, erhielt er von diesen sogar eine ständige, wenn auch nur recht bescheidene materielle Unterstützung. Sein Bericht ist die wichtigste und wertvollste Quelle zur Kenntnis der Wanderungen Csomas; ohne sie würden wir über die gefahrvolle, mit undenkbaren Schwierigkeiten und Mühen verbundene Reise und ihre Einzelheiten kaum etwas wissen, über eine Reise, die der einzigartige Mann von Nagyenyed bis zum indischen Sabathu unternahm.

Nun stand der Weg für ihn wieder offen. Er besass bereits bedeutende Kenntnisse in der tibetischen Sprache; es war ihm auch gelungen, so viel Material für sein Wörterbuch und für seine Grammatik zu sammeln, dass an seiner Stelle jeder auf weitere — übrigens mit gewaltigen Schwierigkeiten verbundene — Arbeit in dieser Richtung verzichtet hätte und bestrebt gewesen wäre, die wissenschaftlichen Ergebnisse der nicht alltäglichen Leistung endlich vor sich zu sehen. Csoma aber dachte anders. Wieder vergrub er sich in ein Lamakloster, diesmal in das von Phuktal, und wieder dauerte es fast anderthalb Jahre, bis er hinter seinen Studien hier einen Punkt setzte. Er war höchst unzufrieden, ungehalten über die Fahrlässigkeit seines Meisters und auch darum, weil dieser Mann stets herumschweifte und seinen eigenen Angelegenheiten nachging. Csoma suchte noch immer Gelegenheit, um die seiner Ansicht nach störenden, hemmenden Lücken seiner Fachbildung auszufüllen und fehlende Kenntnisse zu ersetzen. Dies gelang ihm schliesslich auch nach dem eigenen, äusserst strengen Mass, als sich ihm die Möglichkeit bot, das Lamakloster von Kanam zu betreten und dort zu bleiben. Nach drei kampfvollen Jahren voll Mühen und Gefahren durfte er endlich sagen: ich habe vollendet, was ich auf mich genommen, und darf nun ruhigen Gewissens der wissenschaftlichen Welt vorlegen, was man von mir erwartete und was ich leistete.

Wie aber lebte Alexander Kőrösi Csoma in diesen tibetischen Lamaklöstern? In undenkbarer Anspruchslosigkeit, rührender, asketischer Einfachheit. Welch grimmige Winter erlebte er hier! Von früh Morgens bis in die späten Abendstunden kauerte Csoma an seinem kleinen Schreibtisch, in einer Stube, das eher eine Zelle genannt werden musste, wo den ganzen Winter kein wärmespendendes Feuer brannte, noch weniger irgend ein Leuchtkörper, eine Kerze oder ein Ölnapf. Vom Scheitel bis zur Sohle in einen Wollanzug gewickelt, in einem Überrock versuchte er so in das undurchdringliche Dickicht tibetischer Folianten Einblick zu gewinnen. Sein Lager war der nackte Boden, seine einzige Nahrung meist fetter tibetischer Tee.

Die tibetischen Lamas wunderten sich selbst über den merkwürdigen, sonderbaren Mann, der ihre Sprache in einem Masse kannte, wie sie das von einem Fremden vorher nie gehört hatten und sich nie hätten vorstellen können; er war so bewandert in ihren religiösen Sitten und Bräuchen, dass sie sich über ihre Unwissenheit im Buddhismus einfach schämten. Aber es scheint, dass die Erinnerung an Kőrösi Csoma selbst in den tibetischen Lamaklöstern nicht spurlos verschwand; die Lamas kannten und nannten ihn unter dem Namen *Skendher Beg*.

Etwa vor fünfzehn Jahren besuchte ein englischer Reisender verschiedene Lamaklöster und stiess dabei auf ein sonderbares Schriftstück, in dem ein gewisser Skendher Beg erwähnt wird. Sein Bericht gab Anlass zur Entsendung eines tibetischen Fachmannes, der bald feststellte, dass sich dort mehrere ähnliche Schriften vorfinden, die stets damit endeten, dass sie auf Wunsch des aus dem fernen Europa gekommenen Skendher Beg und als Antworten auf seine Fragen abgefasst worden seien und ihre Kopien bis zum heutigen Tag in stattlicher Anzahl in den tibetischen Lamaklöstern liegen sollen. Ein begeisterter deutscher Tibetforscher, der sich auch selbst mit dieser Frage beschäftigte, stellte in seiner Bewunderung die Fragen des Alexander Kőrösi Csoma den berühmten „Fragen des Königs Milinda“ in dem buddhistischen Schrifttum zur Seite.

Nachdem Csoma seine Arbeit im Kloster von Kanam beendet hatte, folgte er einem Ruf der bengalischen Asien-Gesellschaft nach Kalkutta und bereitete hier sein Wörterbuch, seine Grammatik und seine zahllosen, mehr oder minder umfangreichen Studien für den Druck vor. Kaum waren die ersten Bücher erschienen, wurden ihm aus allen Teilen der Welt warme Anerkennung und Bewunderung entgegengebracht. Er hätte nun ruhig in Kalkutta bleiben und in gesicherten Verhältnissen leben können, um bis an sein Lebensende seinen Gelehrtenruhm zu geniessen. Alexander Kőrösi Csoma aber konnte nicht vergessen, warum er eigentlich nach dem Osten gekommen war. Treu und gewissenhaft setzte er seine Studien in der tibetischen Sprache fort, forschte aber inzwischen immer wieder danach, ob er in den uralten Büchern doch nicht vielleicht einen Hinweis finden könnte, der ihn seinem Ziele zuführe. Endlich fand er in der Tat einen solchen Hinweis.

Noch im Kloster von Zangla entdeckte er hocherfreut, dass in einem der heiligen Bücher vom Lande der „Jugar“-en gesprochen wird, jenem Lande, das nördlich von Lhasa, irgendwo an Chinas westlichen Grenzen liege. Dies war das Land, das er nun aufsuchen musste, hatte er doch in Göttingen von einem Volk und Land ähnlichen Namens gehört, aus dem angeblich auch die Vorfahren der Ungarn stammten. Nun, da er mit allem fertig und zu allem bereit war, widerstand er der Versuchung, die tibetischen Sprachforschungen fortzusetzen und fasste den grossen Plan, nach Lhasa und von dort ins Land der Jugaren zu reisen.

Seine Gönner und Freunde verschafften ihm die zur Reise erforderlichen Empfehlungsschreiben und das Geld; so machte sich Alexander Kőrösi Csoma zu Beginn des Jahres 1842 von Kalkutta aus im Alter von 58 Jahren auf den Weg, in vorgerücktem Alter, aber mit unverwüst-

licher jugendlicher Begeisterung. Er kam nicht weit. Er musste durch die malarischen Sümpfe von Terai, und das mörderische Fieber steckte den Reisenden, der den Weg zu Fuss zurücklegte, an. Wohl traf er am 24. März in der Grenzstation Dardschiling ein, doch musste er sich schon einige Tage später fieberkrank ins Bett legen. Vergeblich fand er hier in Doktor *Campbell* seinen alten Freund und Bekannten wieder, es war ihm nicht mehr zu helfen. Während seiner Krankheit von kaum sechs Tagen fühlte sich Csoma nur ein einziges Mal so, dass er zu sprechen vermochte. Und der wortkarge, verschlossene Mann erzählte nun seinem Freunde, als fühlte er sein Ende nahen, mit einer bei ihm ungewohnten Mitteilsamkeit alles, was sein Herz und seine Seele bedrückte, alles, wovon er vielleicht schon wusste, es sei ein Traum, den er nicht mehr verwirklichen können werde. Worüber sprach aber der sterbende Wanderer, der grosse Szeckler Student in den letzten klaren Stunden seines Lebens? Über die Herkunft der Ungarn, über ihre Urheimat, und über das für immer unerreichbare Land der Verheissung: das Land der Jugaren. Erschüttert und voll tiefem Mitgefühl lauschte Doktor *Campbell* den Worten des Totkranken, dessen Schicksal sich bald erfüllte. Am 11. April 1842 verschied Alexander Kőrösi Csoma ohne Schmerz, ohne Todeskampf. Er wurde im Friedhof von Dardschiling bestattet, vor den himmelstürmenden Schneegipfeln des Himalaya.

In Ehrfurcht gedenken wir in diesem Jahre des ruhenden Weltwanderers im Friedhof von Dardschiling . . .

NIETZSCHE UND ADY

VON ELŐD HALÁSZ

Gestalt und Werk Andreas Adys waren stets eines der umstrittensten Probleme der ungarischen Literaturwissenschaft. Seitdem der heftige und oft äusserst erbitterte Kampf zwischen seinen Anhängern und Gegnern zur Ruhe gekommen ist, bemüht man sich zunächst um eine, wenn auch nur einigermaßen zufriedenstellende, so doch wissenschaftliche Deutung seiner Gedichte. Angeregt von Gyula *Földessy*, wird immer mehr eine methodische Textinterpretation angestrebt, um nach der Klärung der rein verständnismässigen Schwierigkeiten an die weit schwierigere Frage der Wertung herangehen zu können. Ob diese analytische Behandlungsweise jemals zu dem erwünschten Ziel führen kann, möge dahingestellt bleiben. Die entgegengesetzte Richtung, die sich dem Kernpunkt des Phänomens Ady von der anderen Seite nähern will und dabei versucht, vom Milieu her in das Innere der Persönlichkeit einzudringen, kann bisher auch kein entscheidendes Ergebnis aufweisen. Denken wir uns jedoch folgende Möglichkeit: man nehme die Persönlichkeit aus ihrer scheinbar isolierten Stellung heraus, und versuche sie mit ihrer Umwelt in Verbindung zu setzen. (Wir wenden dabei nicht die Milieutheorie *Taines* an, es handelt sich hier nicht um das Individuum als Ergebnis der Umwelt, ganz im Gegenteil: uns kommt es auf jene, oft kaum erfassbare Wechselwirkung an, durch die das bewusste, menschliche Leben bestimmt wird.) Auf diese Weise stellt sich uns eine organische Einheit dar, und nicht mehr ein abgezirkeltes, gleichsam schematisiertes, künstliches Individuum, doch auch kein verschwommenes, unüberblickbares Gewirr von geistigen Strömungen, oder historisierten Tatsachen. Um in dem dadurch sich ergebenden, schier unübersichtlichen Wust der Beziehungen, oder Bezugsmöglichkeiten einen festen Ausgangspunkt finden zu können, bedienen wir uns einer literarwissenschaftlichen Elementarfunktion: wir versuchen das Verhältnis zwischen dem zu untersuchenden Dichter — in unserem Falle Ady — und einer anderen (nicht notgedrungen verwandten) Persönlichkeit festzustellen. Eine, wenn auch nicht unumgängliche Voraussetzung dieser Methode ist, dass der Einfluss des einen auf den anderen historisch und konkret belegt sei. Im Falle des

Verhältnisses von Ady zu Nietzsche ist diese Voraussetzung tatsächlich gegeben.

Man weiss, dass Nietzsches Philosophie um die Jahrhundertwende auch in Ungarn gewissermassen „Mode“ war. Begriffe, wie „Übermensch“, „Ewige Wiederkunft“ und „Umwertung aller Werte“ hingen in der Luft. Somit ist es nahezu folgerichtig, dass auch der junge Journalist Ady — für den es doch in erster Linie auf die zeitgemässe Einstellung ankam — recht bald mit Nietzsche bekannt werden musste. Er konnte aber nicht deutsch, und die *Fröhliche Wissenschaft*, das erste ins Ungarische übersetzte Werk Nietzsches, erschien erst 1908. Was blieb ihm also übrig? Wie es den Intellektuellen, und (es klingt paradox) zugleich schöngeistigen Kreisen, in denen er damals, und auch Zeit seines Lebens verkehrte, entsprach, eignete er sich sein Wissen um Nietzsche aus Gesprächen und ungarischen Auszügen von den Werken des „Umwerters“ an. Bezeichnend äussert sich diese Geisteshaltung in seinem *Pariser Notizbuch*; Sätze, wie „Kierkegaard, der dänische Nietzsche“ bezeugen das Bestreben, nach dem Hörensagen feste Begriffe zu prägen und dabei original, psychologisch tief und möglichst geistreich zu sein. Bemerkenswerter ist das Geleitwort, das er 1909 zu einer Zarathustra-Übersetzung schrieb, voll von Intellektualismus und geistreich wirkenden Phrasen. Wenn wir nicht erwähnen, dass in einigen seiner frühen Gedichte und Prosastücke Nietzsche-Anklänge anzutreffen sind, so sehen wir, dass unsere Methode nicht mehr weiterführt. Jedenfalls können wir auf diesem Wege nicht weiterkommen. Es scheint, als ob sich das von uns gesteckte Ziel — die Ergründung des Adyschen Individuum ineffabile — wenigstens durch die literarwissenschaftliche Methode als unerreichbar erwiese. In den bisherigen, scheinbar allzunüchternen Feststellungen liegt jedoch eine, auf den ersten Blick nahezu bedeutungslose Tatsache verborgen, die — auf das Metaphysische bezogen und so ausgewertet — zum Keim fruchtbarer Erkenntnisse werden kann. Die schlichte Feststellung, dass in Adys Gedichten manchmal ein echt Nietzschescher Ton erklingt, enthält über ihren positivistischen Wert hinaus eine weitaus entscheidendere Bedeutung: sie führt uns auf das Problem der Dichterseele, u. zw. auf eine sehr einfache Weise. Wir denken dabei an Nietzsches *Nach neuen Meeren* und an das bekannte Gedicht von Ady: *Új vízeket járok* („Ich schreite auf neuen Gewässern“). Die seelische Grundlage beider Gedichte ist die Sehnsucht nach dem Unbekannten, Neuen und Unerforschten. Dies ist ein allgemein-menschliches Gefühl, es hat mit der Vernunft nichts zu tun, sondern entspringt den unergründbaren Tiefen des Ichs. Nicht jedem Menschen ist es

jedoch gegeben, diesem unfassbaren Teil seiner Seele Ausdruck zu verleihen: das Ausdrucksvermögen ist eine eminent dichterische Veranlagung. Doch ist dies nicht ein blosses Können, sondern im Gegenteil: ein zwingendes Müssen, eines der stärksten Antriebe der Dichterseele. Ady drückt es einmal so aus:

Doch ach, mir ward ein bekenndendes Schicksal zuteil.

Durch die Erkenntnis, dass dieses Sich-Aussprechen-Müssen Nietzsche und Ady gemein ist, erhalten wir jenen festen Ausgangspunkt, von dem aus das tiefere Eindringen in das Problem erst möglich wird. Logischerweise ergeben sich nämlich daraus zwei Folgerungen: die Feststellung des Ausdrucksvermögens setzt ja die Frage, nach dem Was? voraus und bietet zugleich eine interessante Vergleichsmöglichkeit, wenn man, um das Wie? beantworten zu können, untersucht, auf welche Weise der auszusprechende Seeleninhalt geformt wird. Um uns dem Kernpunkt der Frage von aussen zu nähern, gehen wir zunächst an die Erforschung der Art und Weise des Ausdrucks heran.

Nietzsche ist als musikalischer, d. h. als akustischer Typ allgemein bekannt. Sein musikalisches Ausdrucksvermögen bezeugen nicht nur seine zahlreichen Kompositionen, auch seine schönsten Gedichte werden von einem wahrhaft musikalischen Rhythmus getragen. Man denke nur an das berühmte *Venedig*, das in dem Leser, oder vielmehr Hörer, die Erinnerung an die sehnsuchterfülltesten Tristanstellen wachruft. Während aber Nietzsche in der musikalischen Formung seiner Empfindungen den unmittelbaren Ausdruck seines Seelenlebens anstrebt, und nur zur Verdeutlichung seiner inneren Stimme, der „unendlichen Melodie“ seines Ichs, wirklich nur symbolische Bilder gewissermassen als Vermittler heranzieht, bleibt für Ady diese Möglichkeit ewig fremd. Der Unterschied liegt jedoch nicht nur in der Amusikalität, der Gegensatz zwischen den beiden ist noch schärfer: Nietzsche gelingt es selten, das Denkerische, Verstandesmässige selbst aus seinen am reinsten lyrischen Gedichten auszuschalten, und — was vielleicht noch interessanter ist: seine in erster Linie durch das Ohr bestimmte Kunst kann der feinempfundenen Aussenwelt als malerische Grundlage nicht entraten. Daher könnte seine Dichtung und Ausdrucksweise als musikalischer Impressionismus definiert werden (das Wort *nicht* in der Bedeutung von Stilrichtung gebraucht). Im Gegensatz dazu hat die Aussenwelt für Ady höchstens als Auslöser der Farbenpracht seiner eigenen Seelenwelt Bedeutung, im Gedicht selbst spielt sie jedoch niemals eine Rolle. (Seine politische und Liebesdich-

tung bilden eine selbstverständliche Ausnahme, da diese Gelegenheitsdichtung im Goetheschen Sinne des Wortes sind.) Aber auch der nackte Gedanke kommt bloss als Negativum für ihn in Frage, er ist in seiner Symbolik das Unfruchtbare schlechthin. Seine Welt ist absolut sinnlich, sichtbar, von Farben strotzend, nach seinem eigenen Ausdruck ist sein Dichten nichts anderes, als das Hinausprojizieren seiner Visionen, damit sie wirkliche Form und dadurch eigenes Leben erhalten, ein Leben, herausgerissen aus dem fruchtbaren Urgrund des Ichs. Dichtung ist daher Tod, genau so, wie für Nietzsche die Musik, das Komponieren das Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, das Aufgehen in das unendliche Weltall bedeutet. Gebrauchten wir bei Nietzsche den Ausdruck „musikalischer Impressionismus“, so können wir Adys Dichtung als malerischen, d. h. visuellen Expressionismus bezeichnen. Bei ihm ist das Bild, oder vielmehr die Farbe das Ursprüngliche, Primäre, das ohne jede Zutat von aussen, eben *nach* aussen, nach Wirklichkeit und Verwirklichung strebt. Voraus besteht aber diese innere Welt; was ist sie, welche Quellen sind es, aus denen das metaphysische Leben der Seele genährt wird? Nietzsche gibt uns dazu den besten Fingerzeig, usw. durch die für ihn symbolhafte Wirklichkeit seiner Ewigen-Wiederkunfts-Konzeption. In der *Götzendämmerung* schreibt er: „Der Mensch ist nichts für sich, kein Atom, kein ‚Ring der Kette‘, nichts bloss Vererbtes von ehemals, er ist die ganze Eine Linie Mensch bis zu ihm hin selber noch.“ Mit anderen Worten: der Mensch darf die metaphysisch-biologische Einheit, die er mit seinem Volke bildet, nicht zerstören. (Die Zeit als entscheidenden Faktor vernachlässigen wir vorläufig.) Diese Einheit ist die tiefe, seelische Quelle jenes Gefühls, das sich in Wirklichkeit als der berühmte Ahnenkult Nietzsches darstellt. „Alles Gute ist Erbschaft“, sagt er einmal und deutet durch diese einfachen Worte seinen mystischen Glauben an das Blut an. Bei Ady begegnen wir demselben ahnungsvollen Wissen um die Macht der Vererbung und um die Geheimnisse des Blutes. Dadurch verhelfen sie uns zu der für ihr Verständnis entscheidenden Erkenntnis: ihr innerstes Wesen kann nur durch das Erforschen ihres mitgebrachten seelischen und blutmässigen Erbgutes begriffen und gewertet werden. Das Erlernbare, die von aussen her aufgenommene Kultur ist, besonders bei Ady, von nur sekundärer Bedeutung. Ihre wirkliche, innere Welt ist gleichsam präexistent und durch die historische, zeitlos-mystische Wirklichkeit ihres Volkes präterminierend bedingt. So hat die entscheidende „Südersehnsucht“ Nietzsches ihren Ursprung nicht etwa in einer zeitlich bedingten Mode, sondern genau so in der deutschen Volksseele, wie auch der Drang nach dem Westen, der eine ständige Tendenz von

Ady ist, nur als die konkrete Verkörperung eines historisch gegebenen Strebens des gesamten Ungartums betrachtet und verstanden werden kann. Wir können jedoch noch weitergehen: die denkerische Veranlagung Nietzsches scheint durch die lange Reihe seiner Theologen-Ahnen vorbestimmt zu sein, um dann in ihrer essentiellen Eigenschaft, in dem Spiel zwischen These und Antithese, Satz und Gegensatz, Träger und Fortsetzer echter, deutschester Denkertradition zu sein. Die Heraklitischen Gegensatzpaare und die auf ihnen fussende Denkmethode hat ja, gemäss der Beschaffenheit des deutschen Geistes, in der deutschen Mystik und in der romantischen Philosophie eines *Novalis* — um von *Hegel* gar nicht zu sprechen — ihre wirkliche Blüte erlebt. Die treibende Dynamik des deutschen Werdens ist nichts anderes, als die fortwährende Spannung zwischen den diametral entgegengesetzten Polen. Und bei Nietzsche kommt es immer auf das Werden an. „Wie man wird, was man ist“ lautet der Untertitel seiner Autobiographie, sein innerstes Geheimnis drückt er in seinem berühmten Satze aus:

Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.

Doch gelingt es ihm auch die Grenzen des Subjektiven zu durchstossen, seine letzte Erkenntnis spricht er mit der ihm eigenen Zweideutigkeit aus: „Die Deutschen sind von vorgestern und von übermorgen, sie haben noch kein Heute.“ Die „Deutschen“ — das fühlt man aus den Zeilen heraus — sind in diesem Falle nichts anderes, als das synonyme Wort von Ich. Ady, als echter Ungar, kann sich das Werden nichteinmal vorstellen. Er will das Sein erreichen, jenes Sein, dessen Gegensatz das grundlose, chaotische Nichts ist. Daher sein verzweifelter Ausruf:

Sein muss man, sein, sein, sein . . .

Unter diesem „Sein“ darf man jedoch nicht etwas Totes, Erstarrtes verstehen: eine ungeheure Kraft liegt darin, gewissermassen eine riesige Energie der Lage. Wird sie ausgelöst, so stürzt sie sich mit elementarer Wucht auf die äussere Welt, um sie nach ihrem Bilde zu formen. Bei dem ungarischen Genie Ady offenbart sie sich am kennzeichnendsten in dem Streben nach politischer Wirksamkeit. Dies ist wieder eine echt ungarische Schicksalsbestimmtheit. Untersuchen wir nämlich Nietzsches „Willen zur Macht“, so wird es sich zeigen, dass der in Nietzsche verkörperte deutsche Dynamismus des Werdens — in diesem Falle zwar rein theoretisch — in das Ideal des guten Europäertums mündet. Das aber ist schliesslich nichts anderes, als die wiederbelebte Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Ady dagegen wollte ein „Dichter-Széchenyi“ werden, ein Neuerer und Reformator

auf dem „Ungarischen Globus“. Dieses sein angeborenes Bestreben darf aber beileibe nicht als Lokalpatriotismus oder als „Froschperspektive“ aufgefasst werden, genau so wenig, wie auch das zuweilen überstarke nationale Bewusstsein der Ungarn nicht aus der Abkehr von der übrigen Welt und aus einer Tendenz nach Isolierung entspringt. Es handelt sich hier vielmehr um eine schicksalhafte Gegebenheit, um eine gleichsam vorausbestimmte nationale Veranlagung: bei uns musste sich alles innerhalb des Volksganzen zu verwirklichen suchen, das Neue konnte sich nicht gleich zu einer umfassender Idee erweitern, da das Ungarum im Laufe seiner ganzen Geschichte fast stets vor die entscheidende Frage von Sein oder Nichtsein gestellt war. Dieser geschichtliche Schicksalskampf seines Volkes erlebte in der politischen Tendenz Adys seine Fleischwerdung. Die — man könnte sagen — soziologische Seite desselben Problems tritt in einem Satze von *Ecce Homo* ausserordentlich prägnant zu Tage: „Es ist nicht unmöglich, dass meine Urgrossmutter, unter dem Namen ‚Muthgen‘ — im Tagebuch des jungen Goethe vorkommt“ —, der mit einer bekannten Verszeile Adys verglichen werden kann:

Ich wurde als Bauern-Apollo geboren.

Nietzsches Ahnenmythos wächst um Weimar, die Stadt. Durch die Verbindung mit dem deutschesten Kulturzentrum will er seinen eigenen Adel bezeugen. Ady dagegen sucht — neben seinem echten Uradel — seine Verbundenheit mit dem Bauerntum nachzuweisen. Dies aber ist das Sinnbild der ungarischen Kultur: die Verschmelzung urwüchsiger Tradition mit dem fruchtbaren Bauernblute, d. h. mit dem unmittelbarsten Träger lebenserfüllten Volksgutes.

Der ewige Wert von Nietzsche und Ady liegt jedoch auf einem anderen Gebiet: in jenem Streben nach der wirklichen Tat, das sich in dem Bemühen kundgibt, ihre erträumten Ideale in Wirklichkeit umzusetzen. Im Grunde genommen ist es das Ziel eines jeden menschlichen Lebens, doch gehen den meisten Menschen gerade jene Voraussetzungen ab, die den Willen zur Tat nicht nur rechtfertigen, sondern ihn wünschbar und notwendig machen. Denn vergebens strebt jemand nach Wirklichkeit, wenn er nicht durch eine, bald dunkel empfundene, bald bewusste, doch immer zwingende Notwendigkeit dazu getrieben wird. Es handelt sich hier um das Recht zur Tat. Geradezu erschütternd wirkt in dieser Hinsicht eine Briefstelle Nietzsches: „Zuletzt gehört das alles einer Generation zu, die wir beide wahrscheinlich nicht mehr erleben werden: dieselbe, in welcher die grossen Probleme, an denen ich leide, so gewiss ich auch durch sie und um ihretwillen noch lebe, leibhaft werden müssen und in Tat und Wille übergehen müssen.“

Er weiss, dass er das Recht zum Handeln vielleicht als Einziger besitzt, seine Kraft reicht aber nicht dazu aus, seinen Willen in Wirklichkeit umzusetzen. Er erlebt die kommende furchtbare Krise Europas, in seinem Inneren überwindet er sie und hat die Vision einer neuen Welt. In diesem Zusammenhange können wir von der Wertung seiner Vision Abstand nehmen, uns geht es hier um das Prinzip. Und dieses ist, wie man es auch betrachten möge, positiv, da es an Stelle des alten abgelebten Hochliberalismus etwas Neues, Lebenskräftigeres setzt. Wie man es auch nimmt, es ist eine Überwindung, ja darüber hinaus eine Neugestaltung — wenn auch nur theoretisch. Mit einem anderen Worte: es ist echtes Sehertum. Man wird sich wundern, da doch alles dagegen zu sprechen scheint, dass Ady gerade auf diesem Gebiet Nietzsche wahrhaftig verwandt ist. Man erinnere sich aber an folgende Strophe des Gedichtes *Már előre rendeltetem* („Ich wurde voraus bestimmt“): „Mein Leib, dieses heilige, empfindliche Instrument brachte — ähnlich einer verteufelten Post —, Die Schrecken der Gegenwart Bereits früher mit sich.“ „Mein Leib, dieses heilige, empfindliche Instrument . . .“ Man könnte kein zweites Sinnbild finden, das Adys Leben nur mit annähernder Darstellungskraft symbolisieren würde: sein Leib ist doch sein wirkliches, handgreifliches Leben aus Fleisch und Blut, die absolute Realität, — jener Teil des ganzen Ady, in dem sich sein Ich konkret offenbart, um für jeden sichtbar zu werden. Dieser Wirklichkeitsgehalt des Gleichnisses wird durch das Wort „Instrument“ nur noch mehr unterstrichen. Sein Körper ist ein „heiliges, empfindliches Instrument“, d. h. er hat soviel Wirklichkeit, ja sogar Gegenständlichkeit, dass er auch ohne sein Zutun vorhanden ist, d. h. Dasein, unabhängiges Dasein besitzt. Dadurch drückt Ady die äusserste Wirklichkeit aus, das Sein in dem von uns bereits gebrauchten Sinne. Das Leib-Symbol besagt aber noch mehr: es bedeutet zugleich die Gebundenheit, das gleichsam Unfreiwillige des Adyschen Lebens, es ist ein Sich-Fügen, mit dem von Nietzsche so geliebten Worte: *amor fati*. — Die nächsten Zeilen der Strophe erweitern das Symbol zu einem kosmischen Ausdruck des anfangs nur subjektiven Lebensgefühls. Adys Leib hat die „Schrecken der Gegenwart“ bereits „früher“ mit sich gebracht. Anders ausgedrückt: er hatte die furchtbare ungarische Gegenwart von 1919 bereits vor Jahrzehnten erlebt, und seine eigene Tragik weist auf die zukünftige Katastrophe, auf die Tragödie des ungarischen Volkes. Worte von Stefan George fallen uns ein:

Was euch erschüttert ist mir lang vertraut
Lang hab ich roten schweiss der angst geschwitzt
Als man mit feuer spielte . . . meine tränen

Vorweg geweint... heut find ich keine mehr
Das meiste war gescehn und keiner sah...
Das trübste wird erst sein und keiner sieht.

In diesem seinen Lebensgefühl erscheint uns Ady als das Mundstück einer höheren Macht, als ein Leidender an der Gegenwart und als ein Verkünder der Zukunft. Und hierin liegt auch der letzte Sinn des Vergleiches zwischen ihm und jenem Nietzsche, der „die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte in sich selbst zu Ende gelebt hat“.

Es ist in der Tat fast mehr, als symbolisch: mit dem Zusammenbruch Ungarns vollendet sich auch Adys Schicksal, — er stirbt. Nietzsches furchtbares Paradoxon passt auch auf ihn: „Dionysos der Gekreuzigte.“ Beide, sowohl Nietzsche, als auch Ady, gehen unter, ohne den Weg zur Tat finden zu können, beide leben den Untergang, das Negative: den Tod. Doch beide glauben an eine Zukunft, deren Kraft sie aus ihren lebensaufzehrenden Träumen kennen, und deren Künder sie sind. Sie können das Zeitalter mit seiner Schwäche und den Tod in ihrer Seele nur überwinden, indem sie sich selbst aufopfern, indem sie ihr eigenes Leben dem stärkeren, allmächtigen Leben darbringen. Dadurch erfüllt sich das Schicksal des „Bauern-Apollo“, dadurch wird die Zukunft von der Gegenwart erlöst, und Zarathustra stirbt auch nur, damit er zurückkehren kann.

DREI MALER AUS OBERUNGARN

VON KARL ANDRÁS

Das nach dem ersten Wiener Schiedsspruch aus der aufgelösten Tschechoslowakei rückgegliederte Ungartum Oberungarns brachte auch eine Handvoll Künstler heim. Diese Künstler, die für das Recht des Ungartums mit Pinsel und Meissel kämpften, verdienen es, dass man sich ihrer erinnert. Vielleicht haben sie die Probleme der vom Mutterland abgetrennten Millionen Ungarn am getreuesten zum Ausdruck gebracht und im Minderheitenschicksal die schwersten Leiden und Versuchungen ertragen müssen. Doch sie nahmen den Kampf auf sich, und wir dürfen nun aussprechen, dass die Rückgliederung Oberungarns dem Ungartum auch in der Kunst viel Neues brachte und einen wertvollen Zuwachs bedeutet.

Neue Farben, neue Stimmungen, eine eigenartige Betrachtungsweise und kämpferische Dynamik kennzeichnen die Künstler Oberungarns, in vielen Fällen auch eine neue, in Trianon-Ungarn ganz ungewohnte Stellungnahme zu den Erscheinungen der Gegenwart. Die Strömungen fremder Kulturen und das Minderheitendasein von zwanzig Jahren sind nicht unbemerkt über sie hinweggezogen. Die starke völkische Einheit der Minderheit, die keine Illusion, sondern lebendige Wirklichkeit war, liess auch ihr Interesse in verstärktem Masse dem Ungartum zuwenden, und zwar in erster Linie der Volksschicht, der sie entstammten. Sie waren zutiefst Ungarn, empfanden aber gleichzeitig auch die Nähe der westlichen Kultur und schöpften aus ihr sowohl im Denken, wie in der Technik soviel, wie sie mit ihrem ungarischen Volkstum in Einklang bringen konnten. Sie hielten mit der Kunst des Westens Schritt, entfernten sich aber nicht von der ungarischen Scholle, in der sie auch heute noch tief verwurzelt sind. Ihre geistige Entwicklung war so, wie das Dasein der im Freien lebenden Pflanze; diese wächst frei, wird nicht in einen Rahmen gezwungen, daher ist sie gelegentlich auch masslos und eigenwillig, schliesslich aber findet sie stets die rechte Richtung. Es ist schwer, die oberungarischen Künstler in bestimmte Richtungen einzuordnen, obwohl der eine seine Beziehungen zu gewissen Schulen betont, der andere sie leugnet. Viel einheitlicher ist ihre Technik; sie sind von einem tiefen sozialen

MALER AUS OBERUNGARN



Gyula Jacoby : Die drei Könige



Gyula Jacoby : An der Hernád

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Emmerich Oravetz : Schlittenfahrt



Emmerich Oravetz: Tränke im Winter

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Stephan Probstszka : Geschundener Boden



Stephan Probstszka : Markt in der Tschechenzeit

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Gefühl durchdrungen und volksverbunden; ihre feste Volksverbundenheit gibt sich auch in der Technik kund.

Im folgenden wollen wir drei kennzeichnende und hervorragende Vertreter der Bildkunst Oberungarns behandeln. Der Leser soll mit Stephan *Prohászka* bekanntgemacht werden, der in der Malerei das harte, zielbewusste westliche Ungartum vertritt, und mit *Emmerich Oravetz*, einem lyrischen, weicheren, weniger zuchtvollen östlichen Ungarn. Beide sind Söhne des Dorfes und leben auf dem Land, während *Gyula Jakoby* ein Städter ist und auch heute in der Stadt lebt. Ihn beschäftigt vor allem das Schicksal der städtischen kleinen Leute und der Gefallenen.

Stephan Prohászka

Stephan Prohászka lässt in der Malerei Oberungarns die westlich eingestellte ungarische Seele erblicken. Er könnte auch der Chronist des ungarischen Minderheitenschicksals genannt werden; allerdings nimmt er die Ereignisse nicht einfach zur Kenntnis um sie aufzuzeichnen, sondern kämpft auch mit tapferen Worten für die erkannte Wahrheit. Er stellt das traurige Dasein der vom Mutterland getrennten Volksgruppe dar, klagt an, reizt auf und mutet zuweilen fast demagogisch an. Wie er selbst bekennt, war es stets sein Ziel, die Aufmerksamkeit jener, die in einer Traumwelt lebten, zur Erkenntnis der Wirklichkeit zu erwecken. Daher stellt er auf seinen Bildern die verschiedenen Erscheinungsformen der Fremdherrschaft dar. Er erhebt Einspruch gegen die tschechische Schulpolitik (aus der im Druck erschienenen Zeichnung wurde ein Teil vom Zensor gestrichen), er verwahrt sich gegen die Umsiedlung der Tschechen und gegen soziale Ungerechtigkeiten. Das sich hieraus — aus den nationalen und sozialen Ungerechtigkeiten der Fremdherrschaft — ergebende grosse Leiden bleibt eine stets schreiende Anklage in seiner Seele, aber auch in seiner Kunst: der wirtschaftlich und seelich in eine immer hoffnungslosere Lage sinkende ungarische Bauer, der wohlgenährte, mit den modernsten Mitteln versorgte tschechische Siedler und im Hintergrund, wie ein unheimlicher dunkler Schatten, das Bajonett des Gendarmen, das die Unterdrückung versinnbildlicht („Siedler“, „Markt unter Besetzung“ usw.), sind beliebte Themen seiner Bilder. Stephan Prohászka ist auf diese Weise mit den grossen Fragen seines Volkes zusammengewachsen und hat sich von diesen eigentlich nie getrennt. Auch der erste Weltkrieg und einige Jahre kunstgewerbliche Studien in Budapest haben ihn von diesen schmerzvollen Problemen nicht entfernt.

Prohászka ist ein epischer Maler. Bei der Betrachtung seiner Bilder muss man ihn unwillkürlich mit dem älteren *Brueghel* vergleichen, der als Maler gleichfalls aktiv in das Leben eingreifen wollte und den Beruf zur Führung in sich fühlte. Auch Stephan Prohászka wählt die Methode Bruegels, im Rahmen eines grossen Ereignisses viele Gestalten auftreten zu lassen; daher sind auch seine Bilder oft nicht einheitlich, sondern fallen in viele Einzelteile auseinander, und die sonst guten Einzelheiten geben keinen vollkommenen bildmässigen Eindruck. Aber für Prohászka ist das Bildmässige nicht die Vorbedingung für ein vollkommenes Bild. Das Wesentliche ist das Geistige am Bilde — bekennt er —, die möglichst ausdrucksvolle Darstellung des Gedankens, alles andere ist diesem Ziel untergeordnet; der technische Teil ist der Behelf des geistigen. Dem unparteiischen Betrachter scheint es indessen, dass Prohászka in der Befolgung dieser Grundsätze oft das rechte Gleichgewicht verliert. Er ist tendenziöser Primitivist. Hier muss jedoch gleich bemerkt werden, dass Primitivität stets nur in Verbindung mit Aufrichtigkeit anzieht, während Unwissenheit an sich unbedingt befremdet. Doch kann von Unwissenheit im vorliegenden Fall nicht die Rede sein. Prohászka ist sich über die technischen Grundlagen der Malerei völlig klar, sein Primitivismus aber gibt sich darin kund, dass er stets an der Grundlage seines Wesens festhält. Diese aber ist engste Volksverbundenheit. Mit jedem Gedanken, jeder Tat dient er seinem Volke, dem er unerschütterliche Treue bewahrt.

Geht man in Gedanken die in den ungarischen Städten der einstigen Tschechoslowakei veranstalteten Ausstellungen Prohászkas durch und betrachtet man auch seine neuesten Bilder, so kann man feststellen, dass er sich in hohem Masse weiterentwickelt hat. Auch er hat seine besonderen malerischen Probleme, namentlich in der Technik machte er zahlreiche Versuche. Als solche kann man z. B. seine Bilder „Stilleben im Sturm“ und „Rotes Pferd“ bezeichnen. Künstlerisch löst er seine Ideen immer wieder anders, gedanklich bleiben sie sich stets gleich: die ewige Treue zum Volk, das mutige Ergreifen der Probleme. Die in der tschechischen Zeit gemalten Bilder sind ausdrucksvollere Berichte als die ausführlichsten Erklärungen. Durch sie hat Stephan Prohászka schon vor langen Jahren das Arbeitsprogramm für die Maler Oberungarns formuliert. Wohl hat sein engeres Themengebiet, soweit es mit der Besetzung zusammenhing, seine Lebensberechtigung verloren, denn Oberungarn ist wieder zum Mutterland zurückgekehrt; als geographische Gegebenheit aber, als ethnographische, landschaftliche Eigenart bleibt es bestehen — mit zahlreichen Lehren aus der Vergangenheit des Minderheitenlebens. Man darf von Stephan Pro-

hászka in der Zukunft die Darstellung gerade dieser grossen volklichen und sozialen Lehren erwarten.

Emmerich Oravetz

Während Stephan Prohászka in dem im westlichen Oberungarn gelegenen Somorja mit mannhaftem Mut und einer selbst bei einem Künstler seltenen Entschlossenheit kämpfte, anklagte und verteidigte, seine auch durch ihre grossen Flächen wirkenden Bilder malte, die Dichtungen „János Vitéz“ von *Petőfi* und „Toldi“ von *Arany* illustrierte und neben dem Pinsel auch das Gerät seines bürgerlichen Berufes, den Hobel, nicht aus der Hand legte, tat im östlichen Oberungarn Emmerich Oravetz mit derselben Treue zum Volk und bewussten Ausdauer das gleiche. Nach vorübergehenden Erfolgen in Budapest — er wurde als „Urtalent“ entdeckt —, nach etwas ergiebigeren Erfolgen in der Tschechoslowakei und noch bedeutenderen im Ausland — vor allem in Holland — blieb er auch heute der, der er war. Er hält den Pflug fest in der Hand und wirtschaftet als Bauer auf seinem kleinen Landgut in Nagyida.

Oravetz ist eine viel weichere Seele als Prohászka, er ist ganz Lyriker. Auch er ist mit dem Volke aufs engste verwachsen, doch kennzeichnet ihn eine Art schmerzlicher Unbeholfenheit: er stellt die Leiden und Freuden des Volkes einfach nur fest, er fühlt sie nur. Seine Menschen sind, wenn sie trauern, tieftraurig, sie leben geradezu in Lethargie; sie haben nicht die gewaltige Spannung, die zündende Kraft, die Prohászkas Bauern kennzeichnet: man ist darauf gefasst, dass aus diesen Gestalten Prohászkas jeden Augenblick mit furchtbarer Kraft die viele Bitterkeit zum Ausbruch kommt. Wenn Oravetz' Menschen erfreut sind, freuen sie sich mit ihm still und friedlich über die wundervolle Landschaft von Nagyida, über die schönen Farben des Himmels und der Felder, es fehlt ihnen die gesunde, ausgelassene Heiterkeit mit der z. B. die „Törichte“ Prohászkas die Strasse entlangziehen. Im Leben ein leiser, wortkarger, oft geradezu scheuer Mensch, ist er auch in der Malerei weich und still, doch wirkt er vielleicht eben dadurch stärker. Prohászka ist Epiker; in seiner Phantasie taucht gleich eine Reihe von bildlich darstellbaren Vorgängen auf, Oravetz dagegen ist reiner Lyriker, ein Augenschmied, der in Bildern denkt. Er sieht das Leben unter einem Mikroskop, und er sieht davon nur das, was sich unter diesem befindet. Er ergötzt sich an geringen Kleinigkeiten oder trauert über kleine Schmerzen. Da er ein Landmann ist und an der Lebensform dieses auch festhält, sieht er natürlich zunächst die eigene Umwelt. Er ist völlig an den Boden des östlichen

Oberungarns gebunden, an die heiteren Farben, die sanften Hügel, an die Landschaft, wo sich hohe Berge und Tiefebene begegnen — und auch zwei Völker, Ungartum und Slowakentum, treffen.

Emmerich Oravetz ist Volksmaler, der an den Kunstgriffen der Autodidakten festhält. Er verharrt bei seinen primitiven Entdeckungen, obwohl er offenbar die Konventionen der akademischen Malerei kennt, da er eine Zeichenschule besuchte und fachkundiger Zeichner ist. Doch ist er — ebenso wie Prohászka — nicht etwa darum primitiv, weil er sich nicht „erheben“ könnte, sondern weil er die stille, aber bewusste Treue zu seinem Stande und dessen Rechten auch auf diese Weise betonen will. Wir haben bereits erwähnt, dass Primitivität nicht Unwissenheit bedeutet. Äusserst fein sind Oravetz' Farbenharmonien, die dem uneingeweihten Auge oft dürftig erscheinen. In der Tat übertreibt er zuweilen die Primitivität und Naivität, weshalb manche seiner Bilder — Ölgemälde wie Pastelle — ziemlich reizlos sind. Doch ist dies bei ihm nur ein seltener Fehlgriff; er lebt inmitten seiner Umwelt, sinnt, schaut und fühlt, und da auch die technischen Voraussetzungen vorhanden sind, vermag er seine Empfindungen erfolgreich auf die Leinwand zu hauchen (manchmal arbeitet er mit so feinen Farben und Schattierungen, als ob er sie wirklich hauchen und nicht malen würde). Er ist der Sänger der Landschaft des östlichen Oberungarns, die wunderbare Luft des ungarischen Dorfes flimmert auf seinen Bildern. Man fühlt hier den besonderen Rhythmus im Gang des ungarischen Menschen, die Sonnenstrahlen-wärmen, man ist von den Farben des Sommerabends ergriffen und von der unendlichen Ruhe der ungarischen Winternacht bezaubert, hört das Seufzen und sieht das seltene Lächeln, die stille Heiterkeit der Menschen, der arbeitsamen ungarischen Bauern mit den schwierigen Händen. Zuweilen erhebt er uns geradezu in metaphysische Höhen. Wer seine Entwicklung aufmerksam verfolgte, erinnert sich auch jetzt noch, nach langen Jahren, gern einiger besonders gelungener Werke: es sind erhabene Hymnen an den Schöpfer, in denen sich Mensch und Weltall begegnen und zu ewiger Einheit zusammenfliessen. Aus tiefen Quellen des Glaubens quillt Sanftmut und Ruhe, mit der Oravetz die Welt betrachtet; das Schicksal des Volkes schmerzt ihn, oft klagt er, verzweifelt auch, doch greift eine geheime Hand nach ihm, richtet ihn auf und schenkt ihm Ruhe und Glauben. Es sei hier von seinen Bildern nur auf die „Weizenweihe“ oder auf die „Winternacht“ verwiesen. Auf dem ersten Bild zieht das Volk in andächtigem Zug auf reiche Ernte versprechende Felder hinaus, am bewölkten Himmel ist nur ein kleiner blauer Fleck sichtbar; dorthin dringt das Gebet zu dem Schöpfer. Die „Winternacht“

ist ein dunkles, in blauem Ton gehaltenes Bild, nur der Schnee leuchtet; in der knirschenden Kälte gleitet ein Schlitten auf das Dorf zu, ein Bauer mit Pelzmütze sitzt drin, mit dem Blick dem Dorf zugewandt, wo Himmel und Erde schon zusammenfließen und die Umrisse der Kirche noch kaum sichtbar sind.

In der letzten Zeit scheint Oravetz die immer wiederkehrende heitere Ruhe verlassen zu haben; es scheint, als ob seine feinen Farben härter, die Linien steifer geworden wären. Seine Bilder deuten immer mehr auf harten geistigen Kampf und schmerzvolle Grübeleien. Ist er sehr ermüdet, so scheint es, als ob er zu den letzten Problemen Zuflucht nehmen und nach dem Sinn des Daseins forschen wollte.

Prohászka und Oravetz sind volkhafte Maler; dies bestimmt auch ihre Stellung in der ungarischen Malerei.

Gyula Jakoby

Gyula Jakoby ist der Maler der kleinstädtischen Peripherien. Er lebt in einer Vorstadt von Kassa (Kaschau) unter Bettlern, Dienstboten, Arbeitern, kleinen Leuten, die sich um das tägliche Brot plagen. Das Leben dieser fühlt und sieht er um sich. Doch flieht er nicht aus dieser Umwelt, offenbar fühlt er sich unter den Armen recht wohl. Auch das eigene Schicksal ist nicht rosiger. Die früheren Bilder zeigten harten Kampf mit den Ausdrucksformen und der Umwelt. Zunächst durch diesen zähen kämpferischen Zug seines Wesens wurde er ein kennzeichnender Vertreter der ungarischen Minderheit in der Slowakei und ein gewaltiger bildnerischer Gestalter der Seele dieser. Überraschend ist, dass seinen Bildern trotz des Ringens mit den Formen und Problemen eine ermunternde, heitere Stimmung entströmt. Heiter und froh blickt er auf die Armen, oft malt er sich selbst unter die Arbeiter und Dürftigen, die kämpfen und arbeiten und doch den Glauben in sich tragen, dass sie den Lohn für ihre Arbeit erhalten. Mit ihnen vertraut und hofft auch Gyula Jakoby. Dieses zuversichtliche Lebensgefühl, diesen Glauben, dieses Vertrauen, diesen oft geradezu pfiffigen Frohsinn und diese Hoffnung überträgt er durch seine frischen Farben auf seine lebhaften Gestalten und ihre heiteren Gesichtszüge. Man fühlt die metaphysische Rehabilitation des Arbeiters, glaubt mit dem Maler an das letzte Gericht, obwohl er dies niemals unmittelbar ausspricht; vielmehr flieht er vor solchen Themen, es graust ihn vor etwaigem Kitsch.

Gyula Jakoby ist ein selbstbewusster Maler, unter den dreien zweifellos der selbstbewussteste. Den westlichen Strömungen gegenüber verhält er sich nicht ablehnend; selbstsicher wendet er sich die-

sen zu, um von ihnen Erfahrungen, Stärkung oder Anregungen zu empfangen, kehrt aber dann umso entschiedener zur heimischen Landschaft und der Seele dieser zurück. Auf diese Weise vereinigt er Volksverbundenheit und Europäertum. Dabei bleibt er völlig Individualist — oder ist dies vielleicht gerade darauf zurückzuführen, dass er zwischen dem Ausland und der eigenen Heimat die entsprechende Synthese gefunden hat? Unter den westlichen Strömungen wählt er in Ruhe aus, ist er doch fest davon überzeugt, dass diese seiner Wesensart keinen Abbruch tun können. Auch in heimischer Beziehung bleibt er eigenständig und sucht keine Zuflucht im Schatten der Grossen. Er ist auch als Mensch eigenwillig. Man nennt ihn daher mit wenig Recht einen Nachahmer Stephan *Szönyi*s. Wohl besteht eine gewisse technische Ähnlichkeit zwischen beiden, doch beschränkt sich diese bloss auf die Technik, und gibt sich zunächst in der Farbenbehandlung kund.

Wir haben erwähnt, dass Jakoby besonders früher viel mit dem Material zu ringen hatte. Sein Suchen war jedoch eher die technische Ausstrahlung seelischer Vorgänge, als Mangel an Können oder Unsicherheit. Zu dem alten Gesetz der Bildkunst, mit den geringsten Mitteln bedeutendsten Gehalt zu schaffen, entdeckt er oft geeignete Formeln. Ergebnis seines Suchens ist, dass er grosse Wandlungen durchmacht; aber im wesentlichen bleibt er stets auf der eigenen Linie. Neuerdings hat er einige Bilder geschaffen, auf denen weniger Mühe, weniger Ringen zu erkennen sind, glatte Flächen und sorgsamere Kleinarbeit — der Maler Jakoby hat mit diesen innerlich wenig zu tun, er liebt sie nicht, weil er, wie er sagt, mit ihnen keine Mühe hatte. Die materiell ergiebigen Richtungen haben ihn jedoch auch inmitten seiner Irrungen nie berührt. Stets hält er an gewissen höheren sittlichen Grundsätzen fest, die im Augenblick vielleicht nur dazu gut sind, die Verdienstmöglichkeiten einzuschränken, schliesslich aber den Menschen unbedingt rechtfertigen.

Jakobys Technik kennzeichnet starke Vereinfachung. In dieser Hinsicht wagt er sich an die äusserste Grenze des Möglichen, zuweilen geht er vielleicht sogar über diese Grenze hinaus, was ihm keineswegs zugute kommt. Er ist subjektiver Realist. Seine farbenfrohen, lebendigen Bilder voll Bewegung, die stämmigen, robusten Gestalten, haben einen eigenartigen Reiz. Die schweren Gliedmassen seiner Figuren deuten auf schweres Leid, harte Arbeit und Prüfungen. Die Form passt sich bei ihm lebensvoll dem Gehalt an. Nur auf diese Weise vermag er das Ringen seiner Menschen, darin auch eigenes, sinnfällig darzustellen.

Jakoby ist in der ungarischen Malerei eine frische Kraft. Er ist einer der am besten geschulten Maler Oberungarns (er lernte an der Hochschule für bildenden Künste in Budapest) und eine der stärksten Persönlichkeiten. Bis zum äussersten zielsicher, sowohl in der Malerei als auch im Denken, hat er sein Schicksal auf sich genommen und gibt den Kampf nicht auf. Er lebt und fühlt mit den kleinen Leuten, seine Bilder sind voll sozialer Spannungen; auch er will nicht mehr sein als jene, unter die ihn das Schicksal gestellt hat. Dies ist kein Sichfügen ins Unabänderliche, sondern eine fast heldenhafte Hingabe an das Schicksal. Er verkauft sich um keinen Preis. Sein Kampf nähme wahrscheinlich erst dann ein Ende, wenn die Menschen, die in seiner Umgebung leben und deren Armut so oft seine Tage verbittert, in bessere, menschlichere Verhältnisse kämen. Auf seinem Wege bricht er oft zusammen und erschläfft, aber der schlichte Glaube richtet ihn immer wieder auf und gibt ihm Kraft zum weiteren Kampf.

*

Bis zum äussersten vereinfachte Formen, schlichter, aber ausdrucksvoller Inhalt in der Darstellung, einfache Lebensführung und reines, von allen Schlacken befreites opferbereites Ungartum — dies kennzeichnet Leben und Kunst der Maler Oberungarns. Sie kämpften für ihre ungarischen Brüder im Minderheitenschicksal. Für diese nahm Stephan Prohászka im Dorf den Kampf auf und forderte mit harter Stimme Recht, für diese arbeitete Emmerich Oravetz in hingebungs-voller, christlicher Demut. Auch aus den Bildern Jakobys spricht das Lob der Arbeit, der ehrlichen ungarischen Arbeit, auch er kämpft für die Anerkennung dieser. Alle drei sind von tiefem sozialen Gefühl durchdrungen, Christen und Ungarn, die die Synthese des Ungartums und des neuen Europa gefunden haben. Sie wussten die Kunst in den Dienst eines überpersönlichen Zieles zu stellen, indem sie Schönheit und Wert des Opfers erkannten und erfassten. Ihre Kunst behandelt Lebensfragen des ungarischen Landes und der ungarischen Stadt; dies erklärt vielleicht auch, dass sie sich keiner absoluten Richtung der Malerei angeschlossen haben, wo die Sache schon nicht mehr für jeden eindeutig ist.

DIE GESCHICHTE DES JÁNOS

VON ALBERT WASS

János's Herr, der Gottvater, teilte ihm von einem Berge zum andern ein Stück Boden zu und sprach:

— Nun, János, mein Sohn, dieser soll von heute an Dir gehören. Doch halte ihn so in ehren, dass Du darauf leben musst, solange die Welt besteht.

Und da der Gottvater schon sehr müde war, liess er János auf seinen Boden allein zurück und zog auf den Gipfel des Hargitas in die grossen dichten Wälder, hinauf, wo ihn niemand mehr stören konnte.

János betrachtete eine Weile seinen Besitz. Dann fing er an zu pflügen und zu säen und baute sich ein Haus darauf, wie er es von seinen Nachbarn gesehen hatte. Er zog sich Vieh auf, eins-zwei heiratete er sogar und aus János ward ein achtbarer Familienvater, der von jedem, der ihm begegnete, ehrerbietig gegrüsst wurde.

Die Zeit verging und Gottvater droben auf dem Hargita betrachtete bei János den Zuwachs und die Bereicherung mit Wohlgefallen.

Eines Tages aber, bei Morgengrauen, als er dort am Fusse eines der unendlich vielen Felsen stand, wo zwischen der grünen Rasendecke eine dunkle Quelle hervorsprudelte und die Fichten so hoch waren, dass kein Vogel sie überfliegen konnte, kurz und gut, wie er dort auf seinen krummen Stab gestützt stand und über das Gespräch des Waldes nachsann, stolperte plötzlich János vor ihn hin. Doch sein Gesicht war blutig und er sah übermüde aus.

— Oh, gut dass ich Dich nur fand — brach er schweissüberströmt an der Quelle nieder.

— Nun, stutzte der Gottvater, was ist denn mit Dir geschehen?

— Man hat mich geschlagen, siehst Du es nicht?

Eine Zeit schwiegen beide, dann seufzte János tief und begann:

— Zuerst kamen fremde Pfarrer, dann fremde Herren und dann brachten sie einen Haufen Soldaten mit und das haben sie mit mir gemacht, sieh! Meine Scheune brachen sie auf, mein Vieh trieben sie fort... was soll ich gegen sie anfangen?...

Gottvater griff in seinen langen weissen Bart, sann ein wenig nach und sprach dann:

— Fürchte Dich nicht vor diesen Herren, János...

— Doch sie halten sehr viel von sich, als ob der Boden ihnen gehörte.

— Lass gut sein, János. Der Boden gehört dem, der arbeitet. Hast Du verstanden? Mach dass Du zurückkommst!

János aber liess nur traurig den Kopf hängen.

— Mach dass Du zurückkommst, hörst Du nicht? — stiess der Gottvater mit seinem Stocke auf — Du musst Dein Haus vor ihnen verteidigen!

Was blieb János übrig, er wusch sich sein Gesicht an der Quelle, seufzte tief und ging ohne zu grüssen wortlos heim. Doch der über der Quelle hämmernde Specht hatte kaum ein paar Tage abgeklopft und schon war János wieder dort.

— Sie sind in mein Haus eingezogen, — sagte er wütend — und ihrer sind so viele, dass ich sie nicht einmal hinaustreiben kann!

Gottvater griff wieder in den Bart.

— Bau Dir ein Neues. Fürchte Dich nicht, solange der Boden Dir gehört.

— Ich soll mich nicht fürchten?

— Solange nicht, für keinen Augenblick!

So ging János wieder hinunter. Er baute sich ein neues Haus, zuerst ein kleineres, dann ein grösseres, schliesslich noch ein stärkeres und schöneres Haus, als das erste war. Inzwischen befreundete er sich mit den fremden Herren, diese luden ihn zu Vergnügungen ein und warben solange um seine Gunst, bis János in der Tat mehr Zeit verjubelte, als arbeitete.

Gottvater droben auf dem Hargita schaute auf seinen Stab gestützt oft lange über den Boden hinweg, den János bewohnte. Von einigen Felsenrücken hinab konnte er das rotbezielte Haus sehen und der Wind trieb von dort Musikklänge und Jauchzer hinauf, die Felder aber sahen von dort oben um so trauriger aus. Die Äcker lagen brach und die Saaten verunkrauteten, um János' Haus herum sah man absterbende Obstbäume und vernachlässigtes Vieh.

Lange Zeit verging so. Berge und Wälder wurden alt und auch Gottvater schleppte sich nur mühsam von Bergrücken zu Bergrücken. Fast hatte er János schon ganz vergessen, als er eines Tages wieder mit ihm zusammentraf.

Er stand auf einem Gipfel des Hargitas und blickte hinunter. Er war verstimmt. Über der Welt lagen schwarze Wolken. Der träge Schlangenkörper der Bosheit wälzte sich über den Tälern und verbreitete übelriechende Gifte um sich.

Als er so auf den Stab gestützt dort stand und gerade über die Zukunft der Welt nachgrübelte, sah er plötzlich einen Menschen zu sich heraufsteigen. Es war eine zerlumpte, müde Landstreichergestalt. Und als sie sich näherte, sah er, dass es wahrhaftig János selber war.

— Es ist doch kein Unglück passiert, János, mein Sohn?

— Oh, doch und was für ein grosses — fiel János auf die Erde. — Der Boden gehört einem andern!

— Nun, wie konnte dies geschehen, fragte Gottvater, der von dieser Kunde selbst betroffen war.

— Er kam nur an, hatte nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe und stellte sich in meinen Dienst. Solange, ach solange, bis der Boden sein wurde.

Gottvater erwiderte nichts. Er stand nur auf seinen krummen Knüttel gestützt und sah lange hinunter. Sein Gesicht war gefurcht, den langen weissen Bart zausten die Winde. So schwiegen sie lange. Dann fragte János leise:

— Was soll ich nun machen?

Auf dieses Wort fuhr Gottvater auf. Seine Augenbrauen zogen sich ärgerlich zusammen, die Furchen auf seiner Stirne vertieften sich, er schüttelte den krummen Stock mit seiner knochigen alten Hand drohend gegen János.

— Was Du machen sollst? Gehe, und diene auch Du!

Damit drehte er sich um und sah nicht mehr zurück. Auf seinen Stock gestützt wanderte er tiefer in den dunklen Hargita hinein. János starrte ihm erschrocken nach, bis der dunkle Wald und die Dämmerung seine Gestalt verschlungen hatte.

Lange sass er noch dort in sich versunken. Dann stand er auf und seufzte schwer. Er sah zu dem Boden hinunter, den nun ein anderer beherrschte. Dann richtete er sich trotzig auf, riss energisch an seinem Hosengürtel und schritt mit festen Schritten hinab.

Seither arbeitet er hart, ohne Rast und ohne Feiertag. Nun aber ist er schon so weit, dass er die Hälfte seines Bodens zurückerwarb. Nur die südlichen Hänge tritt noch fremder Bundschuh, doch vielleicht auch diese nicht mehr lange.

Copyrighted material

PADUA IM REGENWETTER

VON ALEXANDER MÁRAI

Dreieinhalb Stunden, von Morgen bis Mittag — mehr hatte ich nicht für Padua; dazu kam noch, dass es regnete. Es ist dies recht wenig für eine Stadt. Ich darf auch nicht damit prahlen, dass ich Padua gründlich kenne.

Einigermassen kenne ich also die Stadt: Plätze und Strassen nicht, doch ihre Seele ja. Aus Venedig fuhr ich hin, voll Vertrauen. Schon auf dem Zug wurde ich auf italienisch bestraft, wegen etwas, was ich nicht recht verstand, zu drei Lire siebzig. In Padua strömte der Regen. Ich ging im Wolkenbruch, Morgens um neun, durch Plätze, wo man Fische und Zwiebel verkaufte, unter Arkaden, wo man bereits die Läden für Lebensmittel und Devotionalien öffnete. Blindlings schlug ich einen Weg ein, schlendernd im Regen und hatte nichts gegen mein Missgeschick. Auch darin ist etwas Anziehendes, durch Regenschleier mit einer fremden Stadt Bekanntschaft zu schliessen. Da bemerkte ich plötzlich, dass ich vor der Universität stand. Ich trat ein, wie die einstigen fahrenden Schüler, voll Begeisterung und triefend vom Regen.

An Wänden und Decke der Vorhalle und der Aula befestigte man Studentenwappen. Ihre Träger fielen hier durch — vor vierhundert Jahren — oder wurden zum Doktor promoviert. Einst stand hier das Gasthaus „Zum Ochsen“ an Stelle der Universität, und noch heute nennen diese die Bürger vertraulich „Il Bò“. So leben die Begriffe weiter. Wie war dieser Flur so schön, friedlich und mild! Aufs Geratewohl trat ich in einen Hörsaal: ein Kruzifix an der Wand, Mädchen und Jungen in den Bänken, in leisem, wenig wissenschaftlichem Gemurmel, das vor dem Eintritt des Professors überall auf der Welt entsteht, wo junge Leute beiden Geschlechts gemeinsam lernen. Ich zog mich in die letzte Bank zurück und bemühte mich, meine fehlenden Hochschulkenntnisse auf der Universität in Padua nachzuholen. Viel Zeit hatte ich nicht dazu. Im Saal herrschte wohlthuendes Halbdunkel und gerne wäre ich so weitergesessen, drei-vier Jahre, im Schatten des Cinquecento. Leider kam ich schon zu spät. Student in Padua werde ich nie.

Als der Professor den Saal betrat, ging ich traurig meines Weges. Stracks eilte ich dem Heiligen zu, dem lieben Heiligen, der noch heute die Stadt beherrscht. Ich musste niemanden nach dem Weg fragen: früher oder später gelangt in Padua jeder zum Heiligen. Auf dem Weg zum Heiligen Antonius wurden überall Stoffe für Messgewänder verkauft — hellgelbe und hellgrüne —, auch manns hohe Kerzen, fromme Andenken.

Vor der Kathedrale erblickte ich die ruhige, schlichte Reiterstatue, eine der schönsten auf der Welt, und Friede zog in mein Herz. Das Denkmal wurde von *Donatello* in Bronze gegossen und stellt *Erasmus da Narni*, den berittenen Condottieri der venezianischen Republik dar. Es ist das Denkmal von Gattamelata. Ross und Reiter, beide sanft und natürlich. Das Pferd bäumt sich nicht, setzt sich auch nicht auf den Schweif, und *Erasmus da Narni* blickt mild auf den Platz hinab, als säße er in seinem Lehnstuhl, nach der Schlacht, mit der Zigarre in der Hand. Möglich, dass in diesem Reiterdenkmal eben diese sanfte Schlichtheit das Heroische ist, — dachte ich. Dann betrat ich die Kirche.

Vor dem Grabmal des Heiligen knieten bereits recht viele im Halbdunkel, Sünder und Gläubige; eine junge Frau hatte eben gebeichtet und erhob sich mit verweintem, rotem Gesicht aus dem Beichtstuhl. Wie viel Sehnsucht, wie viel Furcht, wie viel bittere Not! — dachte ich. Komm ihnen zu Hilfe, Heiliger Antonius! Und da jeder eine Kerze erstand, kaufte auch ich eine; es wär mir lieb gewesen, hätte man sie in meiner Gegenwart angezündet, doch der junge, schweigsame Priester übernahm sie nur und verschwand mit ihr im Dunkel der Sakristei. Stille stand ich und atmete den seltsamen Duft ein, den mit Maiblumen gemischten Duft von Hoffnung, Andacht, Angst und Vertrauen. Ich sollte noch zu *Petrarca*, dachte ich. Doch war es schon zu spät. Auf halbem Weg holte mich eine Droschke ein, eine alte Kalesche aus dem vorigen Jahrhundert, auf hohen Federn, mit weinrotem und grünem Filz bezogen, wie sie heute nurmehr in Padua und auf amerikanischen Filmen zu sehen sind. Der Kutscher verlangte vier Lire bis zum Bahnhof. Selig setzte ich mich in den Wagen. Offenbar war es eine solche Kalesche, in der *Madame Bovary* in ihrer Frauenehre wankend wurde. Der Kutscher wusste wohl nicht, dass der kurze Weg für mich ungleich höheren Wert hatte, als vier Lire: in Droschken, Stuben dieser Art suche ich die Vergangenheit, in der ich gerne gelebt hätte, die ich aber versäumte. Ich sass im Wagen, wie in einem Museum. *Madame Bovary* aber war leider weder nah noch fern.

HERBSTGEDICHTE

DREI HERBSTTRÄNEN

ANDREAS ADY

*In Herbstesmitteln, Herbstesmitteln:
wie ist es da schwer
auf Mädchen zu blicken . . .*

*In Herbstesmitteln, Herbstesmitteln:
wie ist es da schwer
aufwärts zu blicken . . .*

*In Herbstesmitteln, Herbstesmitteln:
wie leicht ist es da
sich schluchzend bei Seite zu drücken.*

Übersetzt von Caesar von Simay sen.

DER HERBSTLICHE LÄRM

ANDREAS ADY

*Habt ihrs gehört?
Im Herbst, wenn die Nebel sich ballen;
wie es da wimmert in finsternen Hallen?*

*Irgend ein Beben —
Einer, der alles Weh zusammengestohlen;
einer der hämmert in muffigen Bohlen.*

*Ein alter Mann,
dem nie ein Stern — so lange er lebte
und jetzt — ach so er nur etwas Umschau hätte . . .*

Übersetzt von Caesar von Simay sen.

REGENSCHWERE SEPTEMBERNACHT

JOHANN BARTALIS

*Septembernacht, vom Regen schwer —
Ich finde keine Ruh.
Am Himmel hetzt der Wind die Wolken,
Aus Waldeskronen blinkt ein Stern hervor.*

*Mein Herz tut weh! —
Kosályer Berge.
Vielleicht dass ich jetzt sterben werde,
So eigen glutet eine Glut in meiner Seele.*

*Die Nacht ist stumm. Mein Haupt ruht auf dem
Kissen
Von Blumen, herbstgeküsst und krank.
Mein blasses Antlitz tote Blumen küssen lang.*

Übersetzt von Nikolaus Balogh.

DER STÜRMISCHE NUSSBAUM

PAUL GULYÁS

*Zum Nussbaum hat mich geleitet mein Weg.
Posaunen uns bieten dafür nicht Beleg,
Welch Knattergedröhn
Und Flackergestöhn
Durchtobten den Stamm, —
Doch er stand so fest, wie ein steinerner Damm.*

*Nicht haben die Menschen begleitet mich her;
Weinstöcke nur gaben und Busch mir die Ehr',
Und Purzelbäum' schlug
Staubwolke im Flug
Zu Füßen mir dicht, —
Und droben mir grinste der Sonne Gesicht.*

*Auf einmal im Blitze der Himmel entbrannt',
Der Wagen der Wolken, der flammende, rannt'.
Kriegsrossen im Feld*

*Glich tobend die Welt.
Durch Höhen und Grund
Wie jagten die Kampfelemente sich bunt!*

*Frei stand dort der Baumries', entschlossen und fest.
Wie Mühlengeknatter so kracht sein Geäst.
Er wiegte sein Laub
Und neigt sich zum Staub.
Als flatternder Turm
Lief gen des Orkanes Erzkkräfte er Sturm.*

*Die Luft hat vergebens den Alten gepackt,
Tarnkappig ihn vielhundertarmig geplackt.
Die Wurzel verkrallt
Mit bitterer Gewalt
Sich wuchtig im Grund,
Wo träufelt der Tod ihr sein Gift in den Schlund.*

*Der Regenbogen entfaltete schon
Den Fächer der Farben auf wolkigem Thron.
Als Krieger im Streit
Zu bluten bereit
Der Nussbaum den Tod
Mit hundert beflügelten Keulen bedroht.*

*Ein Schreck war der Baum wie der Wisent im Wald,
Der rasend den riesigen Kerker durchprallt.
Der Baum ist, — der bö's'
Gegrollt im Getös', —
Der Erde, der rollenden, Wut . . .
Und steht auf dem Platz unerschüttert und gut!*

Übersetzt von Friedrich Lám

Geschichte des ungarischen Studentenbundes in Berlin. Gelegentlich der Hundertjahrfeier des Bestehens der Vereinigung ungarischer Studenten in Berlin veröffentlichten wir im Augustheft unserer Zeitschrift den gehaltvollen Aufsatz von Stephan Barta über „Ungarn und die deutschen Universitäten“. Die Geschichte des Bundes ungarischer Studenten an der Universität Berlin selbst behandelt das geschmackvolle Büchlein von Zoltán Papp und Béla Szentiványi; es enthält eine Fülle von Dokumenten zur Geschichte der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen im 19. Jahrhundert. Auch die ungarische Presse gedenkt des Jubileums in zahlreichen Artikeln; wir heben von den Pressestimmen nur den Aufsatz von vitéz Josef Kárász im *Új Magyarország* (19. Juli) hervor, in dem nebst einer knappen Geschichte der Studentenvereinigung auf die bedeutenden Anregungen hingewiesen wird, die führende Persönlichkeiten des geistigen Ungarn im 19. Jahrhundert ihrem Aufenthalt in Berlin zu verdanken hatten.

Eröffnungsfeier des Fortbildungskurses für ungarische Deutschlehrer in Debrecen. Das kön. ung. Unterrichtsministerium veranstaltete in Zusammenarbeit mit der Deutschen Akademie in München im August einen in jeder Hinsicht glänzend gelungenen Fortbildungskurs für ungarische Deutschlehrer an der Universität Debrecen. Über Rahmen, Programm, Mitwirkende und Ergebnisse des Kurses wollen wir in einem der nächsten Hefte eingehend berichten. Diesmal sei nur kurz der Eröffnungsfeier des Kurses

gedacht, die im Zeichen freundschaftlicher kulturpolitischer Zusammenarbeit zwischen Deutschtum und Ungarum stand. Die Eröffnungsfeier fand am 1. August in Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten der ungarischen Öffentlichkeit und hervorragender Vertreter der deutschen Wissenschaft statt. Zunächst begrüßte Prof. Dr. Johann Hankiss, der unermüdliche und verdienstvolle Leiter der Ferienkurse in Debrecen die Gäste mit herzlichen Worten. Sodann ergriff Staatsrat Emil Georg von Stauss, Vizepräsident des Deutschen Reichstages und der Deutschen Akademie, das Wort. Wir wollen den Gedankengang seiner gehaltvollen Ansprache auch hier festhalten: „Es ist mir eine Freude“ — begann seine Rede Staatsrat von Stauss — „Ihnen anlässlich der Eröffnung des Fortbildungskurses für ungarische Deutschlehrer in Debrecen die Grüsse und Glückwünsche der Deutschen Akademie und ihres Präsidenten, des Herrn Bayrischen Ministerpräsidenten L. Siebert persönlich überbringen zu können. Wie ich weiss, ist dieser Lehrgang der dritte dieser Art in Ungarn, der mit Förderung des kön. ung. Kultus- und Unterrichtsministeriums und der Deutschen Akademie zustande kam. Diesmal ist es Debrecen, diese schöne altehrwürdige ungarische Stadt, deren alma mater der kameradschaftlichen Zusammenarbeit ungarischer und deutscher Germanisten so gastfreundlich ihre Tore geöffnet hat. Ich möchte dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass diesem gemeinsamen Schaffen und Planen im Dienste der deutschen Sprache und deren Verbreitung und Pflege dieselben Erfolge be-

schieden sein mögen wie den bisherigen sprachpädagogischen Schulungen in Budapest, im Zeichen der traditionellen Kameradschaft, die deutsche und ungarische Lehrer und Wissenschaftler seit jeher verbindet. Die Deutsche Akademie, die durch den ehrenvollen Auftrag des Führers zur Trägerin der deutschen Spracharbeit auf wissenschaftlichem und methodischem Gebiet geworden ist und heute zu allen befreundeten Nationen des europäischen Festlandes durch ihre Vertreter, Lektoren und Mitarbeiter, Beziehungen unterhält, betrachtet es als eine ihrer wertvollsten Aufgaben, gerade die schwere, verantwortungsvolle Aufgabe der deutschen Sprachpfleger und Sprachlehrer des Auslandes nach Kräften beratend zu erleichtern. Es ist ihr daher eine Genugtuung, an Schulungen und Tagungen, wie diesen in Debrecen, mitwirken zu dürfen, doppelt aber freut es sie, einen Lehrgang zu fördern, der im befreundeten Ungarn veranstaltet wird und für Lehrer bestimmt ist, die in den Augen unserer Fachleute zu den besten und gediegensten gezählt werden dürfen. Ich bin stolz, der ungarischen Deutschlehrerschaft von dieser Stelle aus die Anerkennung einer so bedeutenden führenden Institution, wie es die Deutsche Akademie darstellt, aussprechen zu können. Die ungarische Deutschlehrerschaft möge aber damit auch die Gewissheit hinnehmen, dass die Deutsche Akademie in München, die ja durch ihre Mittelstelle in Budapest mit ihren ungarischen Freunden und Kameraden in ständiger Berührung ist, auch in Zukunft bestrebt sein wird, in allen Problemen der Methodik des Sprachunterrichtes den ungarischen Lehrern der deutschen Sprache mit Rat und Tat, ja mit allem ihr zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen und pädagogischen Rüstzeug beizustehen.“ Sodann nahm der Redner Be-

zug auf die Ansprachen, die Ministerpräsident Nikolaus von Kállay und Kultus- und Unterrichtsminister Eugen von Szinyei Merse im Rahmen der Eröffnungsfeier des diesjährigen Sommerkurses in Debrecen am Vormittag desselben Tages hielten, und fuhr fort: „Wir stehen alle noch unter dem Eindruck der erhebenden Eröffnungsfeier der Debrecener Sommeruniversität, in der seine Exzellenz der Herr Ministerpräsident und seine Exzellenz, der Herr Minister für Kultus und Unterricht, so prächtige Worte über die Rolle Ungarns in Europa und den Sinn der Zusammenarbeit Ungarns mit den europäischen Nationen gesprochen haben. Von *Stephan dem Heiligen* an stand Ungarn in bleibenden engen Beziehungen zu seinem grössten westlichen Nachbarn, dem Deutschen Reich. Wir können sagen, dass seit diesem grossen ungarischen König, der eine deutsche Prinzessin zur Frau hatte, die Entwicklung der deutsch-ungarischen Beziehungen einen gradlinigen Verlauf genommen haben. Diese kulturelle Entwicklung war nicht nur für Ihr schönes Ungarland wertvoll, auch wir Deutsche haben immer dankbar empfunden, dass Ungarn, eben weil es sich im Laufe der Jahrhunderte immer nach dem Westen orientierte, der stärkste Schutzwall nach dem Osten gewesen ist, wie wir dies heute aus berufenem Munde hören durften. Aus dieser Erkenntnis heraus haben wir im ersten Weltkrieg an der Berliner Universität einen besonderen Lehrstuhl für ungarische Sprach- und Literaturwissenschaft errichtet. Unsere Zusammenarbeit fand dann ihren Höhepunkt, als in den letzten Jahren der erste Kulturvertrag des nationalsozialistischen Deutschland mit dem Königreich Ungarn abgeschlossen wurde. Ein weiterer Ausdruck der Verbundenheit der beiden Nationen ist die Gründung des *Deutschen Wissenschaftlichen Institutes* in Budapest, dem dann im

Vorjahr auch die Errichtung einer Zweigstelle in Debrecen folgte. Diese und andere Zweigstellen und Lektorate des Landes sind bestrebt, das Beste herzugeben, um die deutsche Sprachkultur zwischen den beiden Ländern zu pflegen. Ich schliesse meine Worte der Begrüssung mit dem aufrichtigen Dank der Deutschen Akademie für das Wohlwollen, mit dem Seine Exzellenz, der Herr Minister für Kultus und Unterricht, sowie der Rektor der alma mater und die Leitung der Sommeruniversität die Durchführung dieses Lehrganges ermöglicht haben, und mit dem Wunsche für einen erfolgreichen Verlauf des Lehrganges.“

Auf die mit grossem Beifall aufgenommene Ansprache erwiderte Kultus- und Unterrichtsminister Eugen von Szinyei Merse in deutscher Sprache. Zunächst dankte er der Deutschen Akademie für die Förderung, die sie dem Fortbildungslehrgang entgegenbrachte, und dem Deutschen Wissenschaftlichen Institut für die Mittlerrolle zwischen der Universität Debrecen und der Deutschen Akademie und brachte zum Ausdruck, dass eine so bedeutsame kulturelle Veranstaltung, wie es der eben eröffnete Fortbildungslehrgang darstellt, jederzeit seinen Intentionen entspreche und seiner Unterstützung sicher sein könne. Im weiteren betonte der Minister die grosse Bedeutung der Erziehungsarbeit der Lehrerschaft und schloss mit den Worten, dass er es für eine seiner wichtigsten Bestrebungen als Minister für Kultus und Unterricht betrachte, dem Lehrerstand sowohl materiell wie gesellschaftlich den gewünschten Aufstieg zu ermöglichen.

Den Begrüssungsansprachen folgten die ersten Vorträge des Fortbildungskurses: Prof. Dr. Hans Freyer, Leiter des Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Budapest, sprach über „Gemeinsame Probleme der ungarischen

und deutschen Wissenschaft“, Prof. Dr. Béla Pukánszky, Leiter des Fortbildungskurses über „Wissenschaftliche und methodische Fortbildung“.

Kreuzzug gegen den Bolschewismus. Das umfangreiche, mit zahlreichen Bildern und zeitgenössischen Dokumenten belegte Werk *Keresztes hadjárat 1941* („Kreuzzug 1941“, Verlag *Stádium*) des bekannten ungarischen Publizisten und Herausgebers der Zeitschrift *Das Schaffende Ungarn*, Friedrich von Marjay, erschien vor kurzem bereits in zweiter Auflage. Einleitend befasst sich Marjay mit den Aussagen *Lermontovs* und anderer russischer Dichter über die Zukunft ihres Landes und Volkes und gibt dann einen lichtvollen Überblick der kommunistischen Bewegungen von der kurzen Schreckensherrschaft in Paris bis zu den Jahren nach dem Weltkrieg, wobei er besonders die Leiden des Ungarums im Jahre 1919 lebendig zeichnet. Eingehend behandelt Verf. im Hauptteil seines Werkes Entstehung, Schicksal und Zersetzungsarbeit des bolschewistischen Russland und seinen Anteil an der Vorbereitung des gegenwärtigen Krieges. Die eindringliche, das unermesslich reiche zeitgeschichtliche Material sorgsam und klug zusammenfassende Darstellung erschliesst dem Leser die furchtbare Tragik des russischen Volkes von heute, sowie die europafeindliche Haltung der bolschewistischen Machthaber in überzeugender Weise. Marjays Buch soll demnächst auch in deutscher Sprache erscheinen; seine reiche, freilich auch erschütternde Sammlung von Dokumenten eines traurigen Untermenschentums wird gewiss auch den deutschen Leser ergreifen.

Deutsche Studien von Ladislaus Németh. Seit drei Jahren erscheint an den Tagen des ungarischen Buches je eine umfangreiche Sammlung der

Studien von Ladislaus Németh, einem der bedeutendsten Vorkämpfer des jungen ungarischen Schrifttums: *A minőségi forradalma* („Revolution der Qualität“ I—IV), *Készülődés* („Vorbereitung“ I—II), *Kisebbségben* („In Minderheit“ I—II, Verlag *Magyar Élet*). Es ist hier nicht der Ort, wo wir uns mit dem Lebenswerk und Gedankensystem dieses theoretischen Grundlegers der neuen geistigen Generation Ungarns eingehend befassen könnten; dies soll demnächst in einer besonderen Studie über das junge ungarische Schrifttum geschehen. Nur jene Studien mögen hier hervorgehoben werden, die Bezüge zum deutschen Geistesleben enthalten. Ladislaus Németh gehört zu den wenigen ungarischen Denkern, die dem Neuen Deutschland noch vor dem Sieg der nationalsozialistischen Revolution tiefes Verständnis entgegenbrachten. Sein scharfes Urteil über den herrschenden Liberalismus des 19. Jahrhunderts stimmt mit dem der deutschen Denker von heute vollkommen überein; bezeichnend dafür ist seine Studie über „Das Ende des Kapitalismus“ von Ferdinand Fried, die in der ungarischen Jugend lebhaften Widerhall erweckte. Immer wieder wendet sich Németh den deutschen Denkern zu: seine Arbeiten über Kant und Spengler gehören zu den wertvollsten, jedenfalls aber problemreichsten Abschnitten seiner Sammlungen. Besonders reizvoll ist sein Dilthey-Bildnis, in dem er nicht nur eine feinsinnige Analyse von Wesen und Werk des grossen deutschen Gelehrten gibt, sondern auch auf die Irrwege hinweist, auf die die Zeichnung von Nationsbildnissen zuweilen führen kann. Neben der in der Sammlung leider fehlenden Skizze über Goethe verdienen vor allem Némeths Studien über Grillparzer Beachtung: in der einen zeichnet er den grossen Dichter der Ostmark, in der anderen untersucht er dessen Stellung zum Ungar-

tum. Auch die Aufführungen von „Medea“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“ im Ungarischen Nationaltheater regen ihn zu besonderen Aufsätzen an, während ihm die Aufführung der Wallenstein-Trilogie in der Regie Heinrich Georges Anlass zu Gedanken über Schiller gibt. Auch sonst enthalten die Arbeiten Némeths manche fruchtbare Bemerkungen über deutsches Denken und Fühlen, ja man darf wohl sagen, dass auch seine Auffassung über das Ungarum gerade durch die ständige Hinwendung zum Deutschtum und namentlich zum heutigen Deutschland geklärt und vertieft wird.

Ungarn und der Balkan. Vor wenigen Wochen eröffnete der *Balkan-Ausschuss der Ungarischen Aussenpolitischen Gesellschaft* die von ihm geleitete Balkan-Bibliothek mit dem Bande *Ungarn und der Balkan. Aufgaben der ungarischen Wissenschaft in Südosteuropa*. Einleitend verweist der Herausgeber des Buches, Stefan Gál auf die wichtige Stellung des Balkans in der ungarischen Kulturpolitik. Nach dem ersten Weltkrieg wurden immer mehr Stimmen laut, die die ungarische Öffentlichkeit zu einer engeren Fühlungnahme mit den Nachbarvölkern ermahnten; diese sollte vor allem durch den Unterricht der Nachbarsprachen in den Schulen, durch die Gründung einer Donau-Balkan-Zeitschrift und durch die Errichtung eines Balkan-Institutes gefördert werden. Der Hauptteil des Bandes enthält Erklärungen von führenden Männern der ungarischen Balkanforschung und Kulturpolitik über die bisherige Arbeit, ihren gegenwärtigen Stand und die Aufgaben der Zukunft im Rahmen ihrer Fachwissenschaft oder ihres Interessenbereiches. Wir wollen hier nicht auf Einzelheiten des Inhaltes eingehen; die Namensliste der Mitarbeiter bezeugt die Bedeutung des Bandes hinreichend. Er enthält Beiträge von Georg Drucker,

Alexander *Eckhardt*, Ludwig *Elekes*, Ludwig *Fekete*, Franz *Galla*, Ladislaus *Gáldi*, Béla *Gunda*, Ladislaus *Hadrovics*, Andreas *Horváth*, Eugen *Horváth*, Andreas *Ivánka*, Dionys *Jánossy*, Alexander *Jávorka*, Árpád *Jencs*, Stephan *Juhász*, Tiberius *Kardos*, Johann *Kertész*, Stephan *Kniezsa*, Stephan *Lakatos*, Emmerich *Lukinich*, Ladislaus *Makkai*, Gyula *Moravcsik*, Béla *Pukánszky*, Paul Zoltán *Szabó*, Ludwig *Tamás*, Ladislaus *Tóth*, Peter von *Váczy* und Alexander *Wolszky*. Der dritte Teil des Bandes berichtet über die im Gang befindlichen Arbeiten: über die Errichtung des Balkan-Institutes, über den Plan einer ungarischen Balkan-Ausstellung, über die Vorbereitung der ungarischen Balkan-Bibliographie, über den Umriss eines Handbuches der Geschichte Mitteleuropas, und über die Aufgaben des Südungarischen Institutes. Programmerkklärungen dieser Art sind in der ungarischen Wissenschaft selten. Umso mehr begrüßen wir die Veröffentlichung des Balkan-Ausschusses, insbesondere heute, da die Aufgaben Ungarns auf dem Balkan greifbarer sind als je. Zur befriedigenden Lösung geschichtlicher Aufgaben aber bedarf es vor allem ihrer Klärung durch die Wissenschaft.

Ungarn und Slawen. Im Frühjahr dieses Jahres veranstaltete das *Institut für Ungarnkunde* an der Philosophischen Fakultät der Peter Pázmány-Universität in Budapest eine Vortragsreihe, in deren Rahmen die bedeutendsten Kenner der slawischen Frage den Entwicklungsgang der Geschichte und Geistigkeit des Slawentums, sowie den Wandel der ungarisch-slawischen Beziehungen auf den verschiedensten Stoffgebieten behandelten. Unlängst erschien die vorzügliche Vortragsreihe in einem stattlichen Bande zusammengefasst auch im Druck (*Verlag der Franklin-Gesellschaft*). Die erste Hälfte

des Bandes, als dessen Herausgeber der hervorragende Historiker Gyula *Szekfű* zeichnet, enthält in gediegenen Aufsätzen ein Bild des Slawentums nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung. Stephan *Kniezsa* behandelt die Urgeschichte der Slawen, Nikolaus *Zsirai* die Stellung der Russen zu den finnisch-ugrischen Völkern, Erich *Fügedi* die Problematik der westslawischen Volksgrenze, Emmerich *Lukinich* die Geschichte der Russen und Ukrainen, Zoltán von *Trócsányi* den Entwicklungsgang der russischen Kultur, Andrian von *Divéky* die Geschichte Polens, Ladislaus *Hadrovics* die Kultur der Südslawen, Ludwig *Gogolák* den Panlawismus. Der zweite Teil des Bandes umfasst die Arbeiten von Stephan *Kniezsa* über slawisch-ungarische Beziehungen in der Sprache, von Ladislaus *Hadrovics* über die im Schrifttum und Béla *Gunda* über die in der Volkskunde; Joseph *Thim* zeichnet die Stellung der Kroaten und Serben in der ungarischen Geschichte, Ludwig *Gogolák* die Schicksalsgemeinschaft der Slowaken und Ruthenen mit dem Ungartum. Es versteht sich von selbst, dass die erste Hälfte des Bandes zunächst Ergebnisse der ausländischen Forschung zusammenfasst; freilich wird auch die Arbeit der ungarischen Wissenschaft reichlich herangezogen. Völlig Neues in Stoff und Auffassung bringt dagegen der zweite Teil: er erschliesst dem Leser eine lebensvolle Synthese der slawisch-ungarischen Lebensgemeinschaft auf Grund von Forschungsergebnissen, die von den Mitarbeitern hier zum erstenmal zusammengefasst wurden und vielfach auch als Richtlinien für die weitere Forschung zu betrachten sind. Dieser zweite Teil sollte als bedeutsamer Beitrag zur vergleichenden Kulturgeschichte der Donauvölker unbedingt auch in deutscher Sprache veröffentlicht werden.

Prinz Eugen in Volkslied und Flugschrift. Diesen Titel trägt die in den „Giessener Beiträgen zur deutschen Philologie“ (Nr. 77) erschienene Arbeit von Helmut *Oehler*, der in ihr den ersten Teil seiner Forschungen über die Stellung Prinz Eugens in der öffentlichen Meinung und im Schrifttum der Nachwelt zusammenfasst. Die vorzügliche Studie verdient die Aufmerksamkeit unserer Leser vor allem wegen ihrer zahlreichen ungarischen Bezüge: das Fortleben des Andenkens grosser Schlachten Prinz Eugens auf ungarischem Boden, die die Türkengefahr dem Abendlande, vor allem Deutschland fernhielten, erschloss der deutschen Öffentlichkeit auch ein Bild ungarischen Landes. Nach der mit peinlicher philologischer Sorgfalt und Feinsinn geschriebenen Studie sieht die ungarische Geschichtswissenschaft den weiteren Forschungen des Verfassers auf diesem Gebiete mit Spannung entgegen.

Daniel Berzsenyi und das deutsche Geistesleben. Von der *Ungarischen Akademie der Wissenschaft* gefördert gibt der verdienstvolle Literaturhistoriker Oskar *Merényi* seit Jahren sämtliche Werke des grossen Dichters der ungarischen Frühromantik Daniel *Berzsenyi* (1776—1836) heraus. Der unlängst erschienene 6. Band enthält die theoretische Prosa des Dichters. Ästhetischen Studien wandte sich *Berzsenyi* erst nach dem Erscheinen der von ihm als ungerecht empfundenen Kritik seiner Dichtungen von Franz *Kölcsy* zu. Seine Arbeiten auf diesem Gebiete zeugen von einer beachtenswerten Kenntnis der Literatur des Auslandes. *Merényi* weist in seiner Einleitung sowie in den Anmerkungen nach, dass *Berzsenyi* insbesondere von den deutschen erschien die vorzügliche Vortragsreihe empfang. Zunächst stand er im Banne *Schillers*: auch ihm schwebte ein Ideal-

bild des Griechentums vor, nach dem er den ungarischen Geist bilden wollte. Kaum weniger zog ihn der Flackergeist *Jean Paul* an, von dem er eine Reihe von Gedankensplütern übernahm; ebenso studierte *Berzsenyi* die Werke *Winckelmanns* und die zu seiner Zeit sehr verbreitete Poetik *Ludens* eingehend. Ausser den ästhetischen und kritischen Arbeiten *Berzsenyis* enthält der Band seine beachtenswerte Schrift über manche Hindernisse der Landwirtschaft in Ungarn.

Ungarische Reisebeschreibungen über Siebenbürgen. Bei den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich heute einer Auslandsreise entgegenstellen, wendet sich auch der ungarische Leser mit zunehmendem Interesse der eigenen Heimat und ihren landschaftlichen Reizen zu. Ein vor kurzem in Kolozsvár (Klausenburg) erschienenenes Buch *Hazai utazók Erdélyben* („Ungarische Reisende in Siebenbürgen“, Verlag *Lepage*) fasst eine Reihe von Schilderungen, Reisebriefen und volkswissenschaftlichen Darstellungen aus Siebenbürgen mit einer Einleitung von Karl *Molter* zu einer Sammlung zusammen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Bändchen darum, weil es in sorgfältiger Auswahl Aufzeichnungen von führenden ungarischen Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Politikern des 19. Jahrhunderts enthält. Wir heben von den Autoren nur die Namen der Dichter *Csokonai*, *Kazinczy*, der beiden *Kisfaludy*, *Petőfi*, *Kemény*, *Jósika*, *Eötvös*, *Gyulai* und *Jókai* hervor. Den deutschen Leser werden vor allem jene Abschnitte anziehen, in denen die ungarischen Reisenden die Siebenbürger Sachsen kennzeichnen: Hermannstadt wird von *Kazinczy*, Mediasch von *Széchenyi* und *Kazinczy*, Kronstadt von *Széchenyi* und Michael *Szentiványi* geschildert.

Rumänisches Kulturleben im ungarischen Siebenbürgen. Unter diesem Titel erschien in der Schriftenreihe des Minderheiteninstitutes an der Universität Pécs (Fünfkirchen) eine beachtenswerte Arbeit von Josef Puzsai-Popovits, das die gegenwärtige kulturelle Lage der rumänischen Volksgruppe auf dem nach dem Wiener Schiedsspruch an Ungarn rückgegliederten Gebiete Siebenbürgens behandelt. Verfasser gibt genaue Angaben über den Stand des rumänischen Schulwesens, der Presse und des Schrifttums für das Volk, zeichnet die Entwicklung der rumänischen Dichtung und Bildkunst und berichtet über zahlreiche Kulturveranstaltungen. Josef Puzsai-Popovits, auch sonst ein verdienstvoller Forscher der rumänisch-ungarischen Beziehungen von heute, dessen Tätigkeit auch von den Rumänen warm gewürdigt wird, hat durch seine neueste Arbeit alle zu aufrichtigem Dank verpflichtet, die in das kulturelle Leben im ungarischen Siebenbürgen sachlichen, durch sorgfältige statistische Erhebungen belegten Einblicke gewinnen wollen.

Geschichts- und Kunstdenkmäler von Kassa-Kaschau. Ein lebendiges Bild über die Entwicklung der „Stadt Rákóczis“ entwirft der bekannte Historiker seiner Heimatsstadt, Domherr Béla Wick in seinem neuesten umfangreichen Werke, das eine Fülle von Belegen und Bildern enthält und von beachtenswerter Darstellungskunst zeugt. Die an dem bedeutendsten Schnittpunkt Oberungarns liegende Stadt darf wohl als eine der gewaltigsten Schöpfungen des ungarischen Verbürgerlichungsprozesses angesehen werden; Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Zunftwesen, Baukunst und der eigenartige bürgerliche Lebensstil in Kassa (Kaschau) regen zu Vergleichen mit den grossen Städten des mittelalterlichen Europas

an, während in Ungarn nur ganz wenige Städte dieser Art zu finden sind. Mit unermüdlichem Fleiss vertiefte sich Verfasser Jahrzehnte hindurch in die Geschichte seiner Heimatsstadt; in der Tat weiss er in allen Winkeln und Zeittäufeln Bescheid und ist ein gewandter und verlässlicher Führer. Jeder, der sich dem Studium Oberungarns oder der Problematik des ungarländischen Bürgertums widmet, wird dieses Buch, wie auch die anderen Arbeiten Wicks über Kassa (Kaschau) dankbar in die Hand nehmen. Sein neuestes Werk gehört jedenfalls zu den bedeutendsten Leistungen der lokalgeschichtlichen Forschung in Ungarn; besondere Beachtung verdient die Arbeit der *Druckerei Wiko*, die für die äussere Ausstattung des Buches in hervorragender Weise sorgte.

Stammbuch eines ungarischen Studenten aus Deutschland 1770—1774. Ein beachtenswertes Denkmal der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen gab in der *Bibliothek des Protestantismus an der mittleren Donau* Michael Bucsay heraus. Es ist das Reisebuch des ungarischen Studenten aus Oberungarn Michael Szemian, der in den Jahren 1770—74 die Universitäten in Preussen, Sachsen und Thüringen besuchte und in 16 Städten, darunter 9 Universitätsstädten Eintragungen in sein Stammbuch sammelte. Insgesamt enthält sein Stammbuch Eintragungen von 180 deutschen Persönlichkeiten und etwa 50 ungarischen Studierenden; es bezeugt nicht nur das hohe Interesse, das die ungarischen Protestanten dem deutschen Geistesleben stets entgegenbrachten, sondern überhaupt die Festigkeit der geistigen Beziehungen zwischen Deutschtum und Ungartum. Eine gleiche Bearbeitung und Ausbeutung der in den Bibliotheken zahlreicher protestantischer Kollegien Ungarns liegenden Stammbücher wäre sehr zu wünschen.

Wiedergeburt eines Volkes. Diesen Titel gibt seinem vorzüglichen Werk Zoltán Papp, der in einem stattlichen Bande ein lebendiges Bild der deutschen Geschichte der letzten 23 Jahre zeichnet (*Centrum-Verlag*). Die erste Hälfte des Buches fasst die Kämpfe der nationalsozialistischen Bewegung, die zweite Hälfte die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges, vor allem den siegreichen Kampf im Westen zusammen. Das Werk gehört zu jenen ungarischen Büchern, die dem heutigen Deutschland aufrichtige Bewunderung und Hochachtung entgegenbringen. Es wird für die Vertiefung der deutsch-ungarischen Freundschaft in breiten Schichten der Öffentlichkeit gewiss aufbauend wirken.

Geschichte der „Pester Zeitung“. Eine beachtenswerte Arbeit erschien in der Schriftenreihe der Széchenyi-Landesbibliothek des Ungarischen Nationalmuseums von Piroska Szemző über die oben angegebene führende deutsche Zeitung in Ungarn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Die „Pester Zeitung“ übernahm 1845 das Erbe des „Pesther Tagblattes“ und erschien bis 1852. Als verantwortlicher Schriftleiter des Blattes zeichnete Eduard Glatz, als Herausgeber der bekannte Verleger Gustav Heckenast, der auch die Zeitschriften „Der Spiegel“, und „Der Ungar“ herausgab. Die „Pester Zeitung“ war das Organ der Staatsauffassung Metternichs und sollte vor allem die deutsche Intelligenz in Pest der radikalen ungarischen Politik fernhalten. Unter den Mitarbeitern des Blattes finden sich auch namhafte Dichter der Zeit, wie Adalbert Stifter. Seit 1850 gab die „Pester Zeitung“ auch eine unterhaltende Wochenbeilage, das „Pester Wochenblatt“ heraus, dessen Schriftleiter der später als Goethe-Forscher bekannt gewordene Germanist Karl Julius Schröer war.

Ungarische Soldatendichter. So etwa würde ins Deutsche übersetzt der Titel der Sammlung lauten, die der bekannte ungarische Literaturhistoriker, Ferdinand Várkonyi, Privatdozent der Universität in Pécs (Fünfkirchen), herausgab. Sie enthält Selbstbekenntnisse ungarischen Soldatentums im Spiegel der Lyrik und eine eingehende Darstellung des dichterischen Schaffens hervorragender ungarischer Soldatendichter. Feinsinnig würdigt Verfasser die Dichtung vor allem der Türkenzeit, wie sie zunächst in den Schöpfungen Sebastian Tinódis und Bálint Balassis hervortritt, wendet sich dann Nikolaus von Zrínyi, sowie den Dichtern der Kurutzenkriege zu und führt seine Sammlung über die dichtenden Aristokraten der Barock- und Rokokozeit, und über die Gardeoffiziere im theresianischen Wien bis zu den Soldatendichtern des bürgerlichen Zeitalters fort. Sämtliche Soldatendichter verdienen den Ehrennamen, den sich in der öffentlichen Meinung Ungarns einer von ihnen erwarb: „Held des Schwertes und der Leier“.

Ein Roman von Sigmund Móricz in der „Donauzeitung“. Die in Belgrad erscheinende *Donauzeitung* veröffentlichte in drei Fortsetzungen (21—23. Juli) den köstlichen kleinen Roman des bekannten volksverbundenen ungarischen Erzählers Sigmund Móricz, „Barbaren“.

Ungarische Schauspielkunst. Unter diesem Titel veröffentlicht die Zeitschrift des Südost-Ausschusses der Deutschen Akademie in München *Stimmen aus dem Südosten* (Heft 1—2, Jahrg. 1942) einen Aufsatz der bekannten ungarischen Theaterhistorikerin Jolán Pukánszky-Kádár, in dem die Geschichte des ungarischen Theaters knapp umrissen und auf seine besonderen Entstehungsbedingungen hingewiesen wird.

vitéz Stephan von Horthy †	513
Ungarn und Europa. Von <i>Nikolaus von Kállay</i>	514
Die Hauptstadt Oberungarns. Von <i>Béla Wick</i> (mit 3 Bildtafeln und Karte)	520
Alexander Kőrösi Csoma. Von <i>Ludwig Ligeti</i> (mit 2 Bildtafeln)	535
Nietzsche und Ady. Von <i>Előd Halász</i>	544
Drei Maler aus Oberungarn. Von <i>Karl András</i> (mit 3 Bildtafeln)	552
Die Geschichte des János. Erzählung von <i>Albert Wass</i>	560
Padua im Regenwetter. Skizze von <i>Alexander Márai</i>	563
Herbstgedichte von <i>Andreas Ady</i> , <i>Johann Bartalis</i> und <i>Paul Gulyás</i>	565

Rundschau

Geschichte des ungarischen Studentenbundes in Berlin. — Eröffnungsfeier des Fortbildungskurses für ungarische Deutschlehrer in Debrecen. — Kreuzzug gegen den Bolschewismus. — Deutsche Studien von Ladislaus Németh. — Ungarn und der Balkan. — Ungarn und Slawen. — Prinz Eugen in Volkslied und Flugschrift. — Daniel Berzsenyi und das deutsche Geistesleben. — Ungarische Reisebeschreibungen über Siebenbürgen. — Rumänisches Kulturleben im ungarischen Siebenbürgen. — Geschichts- und Kunstdenkmäler von Kassa-Kaschau. — Stammbuch eines ungarischen Studenten aus Deutschland 1770—1774. — Wiedergeburt eines Volkes. — Geschichte der „Pester Zeitung“. — Ungarische Soldatendichter. — Ein Roman von Siegmund Móricz in der „Donauzeitung“. — Ungarische Schauspielkunst.

568

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Nikolaus von Kállay, kön. ung. Ministerpräsident.
Dr. Béla Wick, Domherr, Historiker, Kassa (Kaschau).
Dr. Ludwig Ligeti, ö. o. Professor an der Kön. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest, führender ungarischer Asienforscher.
Dr. Előd Halász, Assistent an der Universität Budapest.
Karl András, Schriftleiter der Zeitschrift „Uj Élet“.

UNSERE DICHTER:

Graf Albert Wass, siebenbürgisch-ungarischer Erzähler.
Alexander Márai, Erzähler und Dramatiker, dessen Werke zum Teil auch in deutscher Sprache zugänglich sind.
Andreas Ady (1877-1919), der grösste Dichter des modernen Ungarn.
Johann Bartalis, Bibliotheker in Kolozsvár (Klausenburg), Dichter der Szekler.
Paul Gulyás, volksverbundener Lyriker (Debrecen), feinsinniger Übersetzer deutscher Dichter.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

41.224. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: Richard Thiering.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együtműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—
6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—
7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városéptés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—
10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft.) 1941 P 1.—
11. *Pukánszky, B.*: Mozart. 1942 P 1.—
12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a mógumiig (Von der Kohle zum Kautschuk). 1942 P 1.—
13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht). 1942 P 1.—



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár